

Monatshefte

FÜR DEUTSCHEN UNTERRICHT,
DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

Official Organ of the German Section of the Modern Language
Association of the Central West and South

Volume XXXIX

December, 1947

Number 8

PHILANDER, DER GEÄNGSTIGTE, UND DER EXPERTUS ROBERTUS

CURT VON FABER DU FAUR
Yale University

Die Ansicht über Moscheroschs Wesen und Art, die Franz Munker in seinem Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ im Jahr 1885 ausspricht, ist im Großen und Ganzen unverändert geblieben. Da wird gesprochen von der altadeligen arragonesischen Herkunft der Familie, die ursprünglich Musenrosch geheißen habe. Sein erfolgreicher, arbeitsamer und durchaus verdienstlicher Lebenslauf, der ihn trotz Kriegsnöten am Ende wieder in gute Vermögensverhältnisse bringt, wird geschildert. Es fällt der häufige Wechsel der Stellungen nicht auf, weil eben unsichere Zeiten sind. Eine ehrenvolle Berufung folgt der andern.

Munker schreibt: „Redlich und tüchtig, unermüdlich tätig, bescheiden und mildherzig, aber zugleich freimütig und unerschrocken wußte Moscherosch sich die Achtung, die Liebe und das Vertrauen der höhern wie der niederen Stände zu gewinnen. An den verschiedenen Höfen, an denen er abwechselnd wirkte, in den gelehrten Kreisen und nicht minder in allen Schichten des einfachen Volkes erwarb ihm sein Tun und Leben zahlreiche Verehrer und Freunde.“

Die neueren Literaturgeschichten folgen im allgemeinen noch dieser Wertung von Mann und Werk.

Die seit dem Ende der zwanziger Jahre einsetzenden Veröffentlichungen von Arthur Bechtold, Johann Koltermann und Max Huffschnid¹

¹ Artur Bechtold. „Moscherosch auf der Hartenburg.“ Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N.F. 41. 1927.

Ders. „Zur Moscherosch Bibliographie“. Euphorion Bd. 26. 1925.

Johann Koltermann. „Beiträge zu Moscheroschs Diensten unter Peter von Kriechingen und zur Lebensgeschichte seiner zweiten Frau.“ Elsass Lothringisches Jahrbuch. Bd. 13.

Ders. „Neue Nachrichten über Vorfahren des Dichters Moscherosch und sein Leben vor und nach seiner Hanauer Zeit.“ Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N.F. 46. 1932.

Ders. „Der Hanau-Lichtenbergsche Oberamtmann David von Kirchheim und seine Beziehungen zum Satiriker Moscherosch.“ Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins.“ N.F. Bd. 49. 1936.

Max Huffschnid „Beiträge zur Lebensbeschreibung und Genealogie Hans Michael Moscheroschs und seiner Familie.“ Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N.F. 35. 1920.

lassen den Menschen Moscherosch in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Das Bild eines nur mühsam sich haltenden, durch eigene Schuld immer wieder vertriebenen, schwer an sich selbst leidenden, stets wieder fallenden und versagenden Mannes ersteht vor uns, eines Schwachen und an tiefen inneren Widersprüchen Leidenden, eines, wie er selbst in einem frühen Dialog sich nennt „Geängstigten“, dessen Ego durchaus gespalten ist.² So sehr so, daß er sich in mehrere Figuren zerlegen muß, um sich zu erklären: in den fehlbaren Moscherosch, in den schwankenden Philander von Sittewald und in den unangefochtenen und weisen Expertus Robertus.

Was trieb Moscherosch zum Schreiben? Sein Talent ist nicht groß.³ Schon lange war es aufgefallen, daß ihm Erfindungskraft fehlte, daß er sich immer an fremde Texte anlehnen mußte. Er kommt erst spät zur Schriftstellerei. Der erste Teil der „Gesichte“ erschien wohl anfang 1640, er schuf „sein Gerücht“, der zweite von 1642 erweiterte es. Dann veröffentlichte er mehr: Lateinische „Epigrammata“ (früher verfaßt) und die „Insomnis Cura Parentum“ erschienen 1643. Dies sind die einzigen einigermaßen selbständigen Schöpfungen größeren Umfangs. Aber auch die letztere ist in Anlehnung an ein fremdes Vorbild geschaffen und die ersteren haben wenig Gewicht. Das übrige sind Übersetzungen oder von ihm nur herausgegebene Schriften anderer.

Aber der Erfolg der „Gesichte“ war ein ungeheurer. Eine Auflage folgte der anderen⁴ und die Fülle der Nachdrucker, Erweiterer und Fortsetzer beweist, daß das Werk populär war. Seine Stellung ist in gewissem Sinne eine einzigartige: Als Prosaist von Rang und Ausmaß steht er nämlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts allein. Und wie ein geringfügiger Hügel im ebenen Land weithin den Horizont beherrscht und den Augen mächtiger erscheint als er ist, so ist Moscherosch wegen dieser Einzigkeit sichtbar gewesen in seiner Zeit; nicht wenig Augen haben auf ihm geruht und er ist im Stande noch heute Interesse zu erwecken, wie die mehr wie 100 Nummern zählende Bibliographie Arthur Bechtholds aus dem Jahr 1922⁵ erweist. Und dieses Interesse hat durchaus seinen zureichenden Grund.

Moscherosch ist Nachfaher und Vorläufer größerer Meister, unter denen Fischart und Grimmelshausen auch nur zu erwähnen den Hügel auf richtigere Proportionen herunterdrücken heißt. Er ist ein Kind einer unsicheren Zeit, die eben lernte sich in zwei Künsten etwas Ausdruck zu schaffen: in der Lyrik und in der Musik. Mit Martin Opitz und Heinrich Schütz werden die ersten Schritte auf dem Weg gebundener

² „Die Patenia von Moscherosch“. Hrsg. von Ludwig Pariser. München 1897. S. 22 ff.

³ Moscherosch nennt sich selbst „auctor non autor“ in den Zusätzen zu George Gumpelzhaimers „Gymnasma“ von 1652.

⁴ Es wird stets nach der fünften Ausgabe der „Gesichte“ von 1650 citiert.

⁵ Artur Bechtold „Kritisches Verzeichnis der Schriften J. M. M's.“ München. 1922. Die Hälfte der angeführten Nummern entstammen den letzten 50 Jahren.

Freiheit getan, der zur hohen Kunst führen wird. Die Prosa aber konnte auf lange hinaus noch niemand meistern.

Moscherosch selbst verdankt seine Fähigkeit sie zu gebrauchen hauptsächlich dem Umstand, daß er im Grunde dem XVI. Jahrhundert angehört. Es trennt ihn noch wenig von Fischart. Stilgeschichtlich betrachtet gehört er mehr dem Zeitalter des „Manierismus“ an, als dem des Barock. Das Merkmal der Unterscheidung zwischen beiden wäre das unverbundene Nebeneinander im ersteren, der Drang zur Einheit im letzteren Stil. Wie in der Malerei die Einheitlichkeit der Lichtführung aus den disparaten Bildern der Vasarizeit die Geschlossenheit der Rembrandtzeit hervorbringt, so ordnet sich die vielfältige Buntheit des Simplicissimus einer einheitlichen Lichtführung unter, während die „Sueños“ Quevedos noch ohne Zusammenhang hintereinander stehen. Moscherosch verbindet die sieben Gesichte seines selbständig erfundenen zweiten Teils durch eine Handlung untereinander, was ihnen zwar den Charakter von „Gesichten“ oder „Träumen“ völlig nimmt, aber dafür etwas vom Wesen der neuen Zeit mitteilt. Er steht in dieser Beziehung in der Mitte zwischen Quevedo und Grimmelshausen.

Aber die Vorgänger, auf denen er wirklich fußt, sind noch ältere: Sebastian Brand, Jakob Wimpfeling und Thomas Murner sind die „Gewaltigen Gesellen“, denen er nachtrötet, wie ein kleiner Waffenträger. Diese unbekümmerten Recken schlugen noch drauf auf die riesenhafte Lasterhaftigkeit einer Zeit, welche die Reformation aus sich gebären sollte oder schon gebar. Sie kennen keine Rücksicht und keine Scheu. Es sind die handfesten Laster-Narrheiten der Völlerei, der erotischen Unbeherrschtheit, der Brutalität und Roheit, die sie mit entsprechenden sprachlichen Mitteln bekämpfen. Zu Moscheroschs Zeit sind diese Laster noch alle da, aber wie eingefroren oder versteinert durch Eines, das alle anderen überwältigt, wie Dantes Wölfin im Vorwald des Inferno. Diesmal ist es die *Praetension* und es charakterisiert sie, daß man ein Fremdwort wählen muß, sie zu bezeichnen.

Moscherosch selbst durchschaut und erkennt diese *Praetension* so wohl, weil er selbst durch und durch an ihr teil hat. Viel im ersten, das meiste im zweiten Teil der „Gesichte“ ist ein Kampf gegen dieses verlogene Äußere, das dem Inneren widerspricht. Im zweiten Gesicht „Weltwesen“ häuft er die Beispiele: der Pfeffersack der ein Junker sein will, der junge Bursche, der den weisen Rat spielt, die trostlose Witwe, die bald wieder heiraten möchte und die ganze Galerie der Gernegroße.⁶ So faßt er zusammen: „Und wann ich denn die Teutsche Wahrheit reden soll, so haben Zorn, Schwägerey, Stoltz, Geiz, Üppigkeit, Faulkeit, Mord, und viel tausend andere Sünder einzig und allein ihren Ursprung in der Heuchelei. Die Welt steht sub specie praetectu.“⁷

Diese Welt der *Praetension*, seine Welt, seine Zeit und ihre Genossen,

⁶ Tl. I. S. 66.

⁷ Tl. I. S. 67.

mißt er nun an der Geschichte und zwar an der Vorwelt; an die Nachwelt denkt er wenig. Diese Vorwelt beschwört er in einer zeitlosen, aber nicht eigentlich geisterhaften Versammlung der alten deutschen Recken der Vorwelt, einer germanisch-deutschen Ur- und Urvorwelt, die er aus einer Retorte destilliert zu der die Ingredienzen etwa zu je einem Viertel Tacitus und Wimpeling, zu einer Hälfte Aventin geliefert haben.

Von historischen Figuren reiferer Zeit ist kaum die Rede und dann meistens in kritischer Form, nur wirkt in dieser Umgebung der Moscheroschs eigener Zeit noch nahestehende Aventin-Thurmayr doppelt merkwürdig. In einem Saale der Burg Geroldseck bei Finstingen sitzen sieben Helden „in großer Gravität und Stärke des Leibs auf eingemauerten Sesseln, mit langen breiten Bärten, so teils das Haar mitten auf dem Haupt in einem Schlupff zusammen gewunden und fast große Schwerter an den Seiten henken hatten.“⁸ Sie sind mit Wolfs-, Bären- und Hirschhäuten bekleidet, „daran teils noch die Gewichter oder Gehörn waren welches fürchterlichen war anzusehen.“

In dieser Gestalt sind sie seither in Zeiten der Wirren immer wieder vor dem deutschen Volk aufgetaucht. Ihre Namen wechseln, sie vertreten dasselbe; eine vorzivilisatorische mannhafte Kultur ohne Falsch, eine Art Rousseauismus mit manchen Zügen des „edlen Wilden“, eine Ablehnung alles Fremden und damit auch des Gemein-Europäischen. Es wird nicht erkannt, daß dieselben Züge in der Urzeit allen nordalpinen Völkern gemein waren, daß das Problem nicht darin liegt, wie man zu ungeschlachter Mannheit zurückgeht, sondern wie man die modernen Aufgaben mit den Mitteln löst, die einem Anlage, Erbe, Sendung und Stunde bieten.

Bei Moscherosch heißen die Helden König Saro, „einer von den dreißig Helden, so mit dem ersten Anfänger und Ertzkönig der Teutschen, Tuitscho, aus Armenien in diese Lande wohnen Kommen“ — nach ihm heißt die Saar — er ist der Würdigste und hat deswegen den längsten Bart, er reicht ihm bis an das Knie. Dann Ariovist, den er Ehrenfest nennt, Hermann Herzog zu Sachsen und Braunschweig (der Cherusker), Wittekind, den er Witikhund, Kattewald, den er Kallofels, Viridomarus, den er Friedmeyr und Indutiomarus, den er Teutschmeyr nennt. In dieser Gesellschaft spielt Aventin, den er mit seinem bürgerlichen Namen Turnmeyer nennt, die Rolle des Secretärs und Protocollführers.

Vor dieser Versammlung der Ältesten sieht sich nun Philander von Sittewald angeklagt. Man weiß nicht genau wessen und was er statt dessen hätte tun sollen. Er war anscheinend keineswegs deutsch genug, er hat nicht genügend gegen die Ausländerei gekämpft. Manches an diesen Vorwürfen ist nicht unberechtigt, denn Moscherosch bringt es ja nicht fertig, einen einzigen Satz zu schreiben ohne Worte aus anderen Sprachen, nie eine Seite ohne lange lateinische, griechische, französische

⁸ Tl. II. S. 63.

Zitate, einmal bringt er sogar javanische.⁹ Aber schließlich hat er ja doch mehr gekämpft als die anderen, er gehört zu den relativ am wenigsten Belasteten unter seinen Zeitgenossen. Und unvermutet wird von dieser Versammlung sogar die läppische Klagschrift eines Magisters Mutius Jungfisch angenommen, (der übrigens auch in den „Epigrammen“ eine Rolle spielt) die behauptet, Philander habe eben diese Zeitgenossen durch seine Kritik beleidigt.¹⁰ Philander hat einen „Prozeß“, einen sehr ernsthaften, man weiß nicht warum und weswegen, aber plötzlich sind alle Komplikationen, Formelhaftigkeiten und logisch-unlogische Folgerungen des Kafkaschen „Prozesses“ da. Wie dort der unglückliche K., so ist hier Philander unrettbar in seinen Maschen gefangen.

Wer war nun dieser Philander, dieser Hans Michael Moscherosch, der ein so merkwürdiges, aus der Regel fallendes und daher beunruhigendes Buch geschrieben hat? „Wunderlich und wahrhaft“ nennt er selbst sein Werk und stellt damit ein Programm auf. „Wunderlich“ ist er wohl selbst gewesen, wenn auch in einem etwas anderen Sinne, als er gemeint hat. Inwiefern er „wahrhaft“ genannt werden kann, soll diese Studie zeigen. Die erwähnten neueren Untersuchungen haben ergeben, daß er selbst durchaus in diesen Praetensionen lebt, die er so bekämpft, daß sein Tagesbewußtsein völlig vom Triebleben getrennt ist, daß er unwahr ist, auch vor sich selbst, unharmonisch; geachtet zwar wegen seines schriftstellerischen Ruhms, aber unbeliebt, von Stelle zu Stelle wandernd und immer wieder scheiternd, bis seine Umstände dürftige, ja ärmliche werden – durch eigene Schuld! Er war kein Biedermann, er war nicht tugendhaft und er war auch nicht tapfer.

Aber *eines* ist er ebenfalls nicht gewesen: ein Dutzendmensch. Keiner jener Allerweltliteraten, die im Gefolge von Opitz auftreten, ängstlich die vorgezeichneten Linien ausfüllend mit ihren farblosen Büchern und dem grauen Einerlei ihrer dürftigen Schicksale. Er hat Physiognomie, er ist etwas Besonderes. Dabei ist sein Werk unoriginell; ohne die Inspiration durch die Schrift eines anderen kommt ihm kein Gedanke. Selbst das anscheinend-Persönliche beruht meist auf fremder Grundlage.

Aber er steht da wie eine jener Tierfamilien, die allein noch überlebend eine ganze ausgestorbene Gattung repräsentieren. Der letzte große elsässische Schriftsteller und Sprachkünstler des XVI. Jahrhunderts ist er, unzeitgemäß, in seinem Versbau noch Vor-Opitzianer, in seiner Prosa stark, bunt, voller Freude an sprachlichen Überraschungen, wildwuchernd und volksnah. Wie schätzt er Dialekte und wie versteht er sie anzuwenden, wie richtig sitzen sie in seinen Texten, vor allem das geliebte Elsässische! ¹¹

Alles was Opitz verboten hatte, wendet er an, in keinem einzigen Punkte folgt er seinen Regeln. Die wildesten Eliminationen, Zusammen-

⁹ „Patientia“, Hrsg. von L. Pariser. München 1897. S. 30.

¹⁰ Die spasshaften Namen der Kläger erinnern an das Personenverzeichnis von Hans Rudolf Manuels „Weinspiel“. Halle, Neudrucke, No. 101-102.

¹¹ Vgl. I. S. 78/79.

ziehungen und Dehnungen scheut er nicht in seinen Versen, weil Opitz Dialektworte vermieden wissen wollte, häuft er sie. Weil Opitz kein Muster eines satirischen Romans aufgestellt hatte, wirft er sich auf diese Form.¹²

Die Frage ist öfters aufgeworfen worden, was aus der deutschen Dichtung geworden wäre ohne das Auftreten des Opitz, nun, Moscherosch bietet ein gutes Beispiel dafür: eine ausdrucksvolle, aber rohe und zu weiterer Entwicklung nicht fähige Prosa, ein saftiger, deftiger, kerniger Vers von beschränkter Verwendungsfähigkeit, das ist das Ergebnis.

Kann diese Haltung Moscheroschs, des Weitgereisten, in vielen Sprachen Bewanderten, Ergebnis einer Unfähigkeit, eines hilflosen unmodernen Provinzialismus gewesen sein? Die Schreiberei eines Abseitigen, der von der Hauptbewegung nicht viel wußte? Das ist ausgeschlossen! Sein Antagonismus gegen Opitz gehört ohne Zweifel zu einem Programm und er ist es nicht allein, der dieses Programm vertritt.

Opitz hatte ja nicht nur die Regeln fixiert und die Vorbilder aufgestellt, sondern sogar die Töne angegeben, in denen geschrieben werden sollte. Jeder folgte darin treulich dem Meister, außer den abseits bleibenden rheinischen und bayerischen Katholiken und einer südwestdeutschen Gruppe.

Der Führer der Südwestdeutschen und Gründer des literarischen Bundes, der sie zusammenfaßte, der „Aufrichtigen Tannengesellschaft“, war der seltsame Österreicher Jesaias Rompler von Löwenhalt. Romplers Beziehungen zu Moscherosch sind enge gewesen. Er ist es, der das Titelblatt zur ersten Ausgabe der „Satyrischen Gesichte“ zeichnet und der auch wohl dieselbe Zeichnung später in Kupfer sticht.¹³ Vor allem aber hat Rompler in seinem „Unterricht Wahrmonds von der Tannen“ dem Werk eine doppelte Empfehlung mitgegeben, in Prosa und in Versen,¹⁴ in denen er dem Publikum das Wesen der Satire zu erläutern sucht.

Die „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald, Das ist Straff-Schriefften Hanss-Michael Moscherosch von Wilstädt“¹⁵ erschienen 1640 und gaben sich zunächst noch durchaus als Übersetzung des Quevedo, 1643 erschien ein zweiter Teil, der nun vier „Gesichte“ von Moscheroschs eigener Erfindung enthält: „A la mode Kehraus“, „Hans hinüber Gans herüber“, „Thurnier“, und „Weiberlob“, 1644 weitere zwei: „Pflaster wieder das Podagram“ und „Soldatenleben“.

¹² Er erwähnt Opitz zweimal: Einmal II. 655 wenn er den Doctor das Trinklied singen läßt, und in der Ausgabe von Gumpelzhaimers „Gymnasma“ nennt er Opitz „wohlverdient“.

¹³ Bechtold liest die Signatur J. K. Es scheint sich aber doch um ein verschnörkeltes J. R. zu handeln.

¹⁴ Bemerkenswert ist darin der Vers in dem er das gute (Theater-) Spielen der Engländer erwähnt. Sie waren also noch immer berühmt.

¹⁵ In der ersten Auflage lautete der Titel „Les visiones de Don Francesco Quevedo Villegas Oder Wunderbahre Satyrische Gesichte. Vertheutscht durch Philander von Sittewald“. Der Name Moscherosch erscheint zum ersten Mal auf dem Titel der fünften Ausgabe.

1650 fügt der Dichter als letztes „Gesicht“ noch eine eigentümliche Rechtfertigung hinzu, sein „Prozess“ wird zu Ende geführt, im Gegensatz zu Kafka spricht er sich frei, die Richtenden holen noch allerhand Gutachten über den Delinquenten ein von Moscheroschs Zeitgenossen, die alle zu seinen Gunsten aussagen und die abgedruckt werden. Mehr und mehr hat aber der „Heldenrat“, der über ihn zu urteilen und zu bestimmen hat, die Züge der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ angenommen. Es sind nicht mehr die Vorväter, die über ihn urteilen, sondern die Zeitgenossen. Die Gutachten sind von Carl Gustav von Hille, Rist, Freinsheim und mit den rätselhaften Buchstaben A. C. unterzeichnet, die möglicherweise Amos Comenius, möglicherweise auch nur „Anno Christi“ bedeuten.

Nur zwei von diesen Gutachten haben wirkliche Bedeutung: „A la mode Kehrauss“ und „Soldatenleben“, das erste und das letzte der eigentlichen „Gesichte“. Die anderen werden teils fester, teils lockerer mit der Haupterzählung verbunden, aber sie helfen doch das Ganze zu einer leidlich einheitlich geführten Handlung, mit Exposition, Intrigue, Gefährdung, moralischem Fall, physischen Fall, moralischer Rechtfertigung und glücklichem, ja triumphalem, Ende zusammenzuleimen.

Auch der „A la mode Kehrauss“ ist keineswegs gelungen. Aus den in der Geschichte in nebelhaften, aber gewaltigen Umrissen herdämmern den Urweltrecken sind eine Art furchterweckender Landgendarmen geworden, deren Wesen sich in dauernden „Anpiffen“ an Tiefergestellte äussert: eine rechtschaffen ungehobelte Altfrankerei ist alles was sie vertreten. Sie sind für das alte gute Geld, gegen das geschnittene Zwickelbärtchen und gegen die aufkommende Allonge-Perücke. „Alte Mannheit, du alte Teutsche Dapfferkeit und Redlichkeit, wo bist du hin verfliegen?“ ist der Refrain.¹⁶

Manches wirkt fast wie eine Parodie, wie die donnernde Ansprache des Urkönigs Saro gegen die Ausländerei, während deren er schließlich in das Lateinische und Griechische gerät,¹⁷ und mehr noch: als von den Helden beanstandet wird, daß Philander den Salat mit der Gabel ißt. Die Gabel haben die Wälschen aufgebracht, ein redlicher deutscher Mann ißt mit den Fingern.¹⁸

Wesentlich wichtiger ist das „Soldatenleben“. Es ist mit Recht berühmt: unglaublich naturnah, kunstlos gegeben, ohne rechte Konstruktion, aber so, daß man wie aus den Munde eines Teilnehmers die Geschichte erzählt bekommt, mit allem Hin und Her, allem Unvorhergesehenen und Zufälligen, wie das Leben es bringt. Da ist die Sprache der Zeit, nein die der Leute, oder vielmehr ihre Sprachen; das Militärdeutsch der Kroaten, der Offiziersjargon, das Idiom der Landstreicher, Marodöre und Verbrecher, die Mundarten der Schwaben und Schweizer,

¹⁶ Tl. II. S. 103.

¹⁷ Tl. II. S. 131.

¹⁸ Tl. II. S. 139.

der Bayern und der vom Niederrhein, dazu das Kauderwelsch von Französisch, Latein, und Italienisch, das damals zur Tagessprache der Gebildeten und Halbgebildeten gehört. Man hört sie streiten, verhandeln, lästern, fluchen, sie agieren gar lebendig vor uns herum und immer wieder hören wir ihre törichten, renomistischen, mit Verwünschungen gespickten Großsprechereien. Sie sind stolz darauf, daß sie morden können ohne mit der Wimper zu zucken, das ist die Endmoral dieser Krieger, deren Väter zwei Jahrzehnte vorher in einen Religionskrieg gezogen waren!

Wir können Moscherosch seine Erzählung nicht genug danken. Wir haben wenig Dokumente dieser Art aus der Zeit des Großen Krieges, keines von dieser Gewalt. Ohne sie würde Grimmelshausen kein Vorbild gefunden haben, das dem scheuen Anfänger zu seinem Soldatenroman geholfen hätte.

Vor den „Gesichten“ hatte der noch junge Moscherosch ein Werk in Angriff genommen, das er nach mehreren Versuchen nie ganz beendet hat und das erst vor fünfzig Jahren im Druck erschien: die „Patientia“, ein Carmen in vierhebigen trochäischen Quatrains mit einem zur Geduld mahnenden Refrain, merkwürdig kunstlos und eintönig, wie Bänkelsängerverse orgelnd. Wir haben drei verschiedene Fassungen davon, jede mit lateinischen und deutschen Prosa-abschnitten, Dialogen und Gebeten. Von 1627 an hat er daran gearbeitet und diese Arbeit bis an sein Lebensende immer wieder gelegentlich aufgenommen. Die erste, wohl kaum für den Druck bestimmte, Niederschrift, verfaßt nach den bitteren und beschämenden Erfahrungen auf der Hartenburg, sollte ihn uns eigentlich unbelauscht und selbständig zeigen. Aber auch hier schon finden wir ihn das Werk eines anderen ergreifend, ändernd, zurechtschneidend: keine eigene Erfindung. Die Werke anderer wirkten befruchtend auf ihn, an ihnen formt er seine Gedanken, mit ihnen setzt er sich auseinander. So finden wir ihn schon in seinen ersten Anfängen als einen Aneigner und Nachempfänger. Aber dieses nun wieder in einer sehr eigenen und merkwürdigen Art. Der Mann, den er benützt, ist Amos Comenius; sein Tractat war in deutscher Übersetzung 1626 erschienen, er hieß „Ein traurig Gespräch“.¹⁹ Aber während bei Comenius die Verzweiflung des „Beängstigten“, der die Hauptfigur ist, durch religiöse Verfolgung und allgemeine Not hervorgerufen ist, sind bei Moscherosch ganz persönliche Leiden und Schwierigkeiten behandelt. Seine Erfahrungen am Hofe des Grafen von Leiningen können kaum so schlimme gewesen sein, wie die des Grafen mit ihm. Er hat auch nicht – wie Ludwig Pariser angibt – seinen Abschied erbeten, sondern er wurde trotz seiner Bitten aus seiner Stellung entfernt.

In diesem „Traurigen Gespräch“ tritt Moscherosch auf als „der Geängstigte“. Er empfindet sich als von heimlichen Feinden verfolgt. Seine Feinde, klagt er, hätten ihn in die Enge als in einen Sack getrieben, sie

¹⁹ Vgl. Ludwig Pariser „Die Patientia von M.“ München 1897.

spotten meiner und frohlockten über seinen Unfall.²⁰ Der „Freund“ der ihn tröstet, bestätigt, es sei „um einen heimlichen Feind und eine falsche Zung ein erschrecklich Ding“. Er fürchtet sie werden „den Garaus mit ihm spielen“. Sie hätten seine Ehre und seinen guten Namen „hässlich angetastet und beschnitten, ihn verlogen, verläumdert, beschissen und betrogen.“ Er fühlt sich hoffnungslos verloren und alle Trostsprüche aus verschiedenen Sprachen helfen nichts. Das tröstende Schlußwort des Freundes klingt dünn und nicht recht überzeugend. Der Geängstigte bleibt geängstigt.

Und das, in der Tat, ist er geblieben. Moscheroschs Leben steht völlig unter dem Zeichen dieser Angst. Ja, im Lichte der in den letzten zwanzig Jahren veröffentlichten Dokumente betrachtet, wohl unter denen des schlechten Gewissens. Dieser Umstand hat ihn zum Moralisten gemacht. Er konnte bösen Antrieben nicht widerstehen und verurteilte dann die Welt, indem er sich selbst verurteilte.

Die übrigen Werke bestätigen diese Ansicht. Die „*Insomnis Cura Parentum*“, 1643 zuerst erschienen, besteht aus Ermahnungen an die Kinder, die Gruben zu vermeiden in die der Vater gefallen ist. Der Ton der Schrift ist schön, rührende Sorge spricht daraus. Starkes und echtes Gefühl darf man ihm nicht absprechen. Auch hier liegt ein Originalwerk vor, das er erweitert und paraphrasiert, diesmal ein englisches: „*The mothers Legacie to her unborne Childe*“ der Elizabeth Joceline von 1624.

Die „*Epigrammata*“ dagegen scheinen zwar selbständig aber sie sind in keiner Weise wichtig, als daß sie einiges zur Kenntnis von Moscheroschs Biographie beitragen. Eines von ihnen bringt den Beweis, daß er in seinem Haus mit seiner zweiten Frau vorwiegend französisch sprach. Auch aus ihnen spürt man den Hauch der Sorge wehen.

Im ersten Teil der „*Gesichte*“ fällt eine Figur auf, die Moscherosch selbständig geschaffen hat, weder Quevedo noch der Sieur de la Geneste, dessen Übersetzung Moscherosch benützt hat, wissen etwas von ihr: der Expertus Robertus.

Robertus ist neben Philander die einzige Figur, die in dem Werk ein mehr wie schattenhaftes Dasein führt. Er ist Kontrastfigur nicht nur, sondern das alter ego des Träumenden, der reine, beratende, unberührbare Teil, der den irrenden, gefährdeten und schuldigen führt. Das „Ich“ steht dem „Es“ gegenüber.

Der Expertus hat einen deutlich umrissenen Charakter. Vor allem kann er unter die täuschende Oberfläche der Menschen und Dinge sehen und sie dem naiven Philander deuten. Er ist immer zur rechten Stunde da, eine Art Schutzengel und durchaus ein getreuer Eckart. In der im allgemeinen benützten 5. Auflage der „*Gesichte*“ von 1650 hat er ein ernsthaft-anständiges Wesen, sieht aus wie ein alter Ratsherr, altfränkisch doch reputierlich gekleidet. Aber etwas paßt bei seinem Auftreten nicht

²⁰ a. a. O. S. 28.

ganz zu dem Rest. Warum die „hebräischen“ Ausrufe, warum nennt er Philander einen „Hebräischen Moyseskopff“ und wieso kann er dem Autor vorkommen wie Rabbi Poppel Poy? Ein Widerspruch klafft auf.

Die Lösung des Widerspruchs findet sich, wenn man eine der außerordentlich seltenen frühen Ausgaben aufschlägt, die erste oder die zweite etwa. Und begreiflich wird die ganze Sache erst, wenn man Moscheroschs wahre Herkunft prüft und nicht den später von der Familie aufgestellten Stammbaum annimmt.

Johann Michael Moscherosch fällt heraus aus der Reihe seiner Mitbrüder in Apoll – schon rein physiognomisch.

Der Mensch der Zeit erscheint seltsam unentwickelt, wenn wir die Portraits aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts betrachten. Nur die Soldaten entfalten sich völlig und vorbildlich zum Typus ihrer Art und Bestimmung: Wallenstein, Tilly, Gustav Adolph, Johann von Wert stehen vor uns als Menschen mit erlebtem Schicksal, geformt vom Geschick, frei geworden innerhalb der Grenzen ihres Berufes nicht nur, sondern ihn beherrschend und insofern Herrn ihres Schicksals. Alle anderen haben etwas Lauerndes und Gedrücktes, sie warten ängstlich auf das, was das Außen ihnen antun wird, selbst die Fürsten. Nur aus Flemings Portrait spricht begabtes und mutiges junges Leben, nur aus ihm, dem Fertigesten und Vollkommensten seiner Generation blickt ein frei gebildeter Mensch uns an. Opitz repräsentiert auf allen seinen Portraits wie eine Schaufensterpuppe, Kaspar Barth blickt halb wütend, halb perplex, Simon Dach sieht immer flach aus als ob er nie in die Dreidimensionalität getreten wäre, Gryphius ist ganz sauber gebügeltes Wams, Kragen und Handschuh, Rist trägt ein Gesicht wie eine häßliche aber leblose Faschingsmaske.

In keinem Antlitz kann man lesen. Den Dargestellten genügte die äußerlichste Ähnlichkeit der Züge und die Repraesentation ihrer Würde. Auch ihnen, auch den Dichtern, kam es mehr auf den äußerlichen Menschen an, sie auch praetendiren, sie stellen etwas vor – für unsere Augen o wie durchsichtig!

Moscherosch steht fremd unter ihnen. Wie sein Name sind seine Gesichtszüge keine deutschen, sie sind südlicher Herkunft: mediterran. Wir besitzen mehr Portraits von ihm, als von den meisten seiner Mitdichter. Sieben davon sind von Artur Bechtold besprochen und einige auch abgebildet worden.²¹ Mehrere dieser Bilder sind so flau, daß sie physiognomisch nicht in Betracht kommen. In den besseren, besonders in dem das für die „Epigrammata“ von 1665 als Vorlage gedient hat sind die Züge höchst interessant. Sie sind fein und geistreich, das pechschwarze Haar, die überlange Nase, die Form des Mundes, sowohl wie die schweren Augendeckel wirken ganz überzeugend: es war sicher sehr ähnlich. Ausgelassen hat Bechtold das ebenso charakteristische 22 Jahre früher ent-

²¹ Moscherosch-Bildnisse. Zeitschrift für Bücherfreunde. 1915. Heft 10.

standene Bild in der ersten Ausgabe der „Epigramma“ von 1643, wohl weil er das äußerst seltene Buch nicht in die Hand bekommen hat.²² Es zeigt den noch jüngern, äußerst flott und kavaliermäßig aussehenden Moscherosch. Die Schwärze von Haar und Bart; das Eigentümliche der Gesichtsform sind hier noch auffälliger.

Auf die Familie Moscherosch selbst geht die Behauptung zurück, daß sie spanischer Herkunft sei und aus Zaragossa stamme. Des Dichters Söhne hielten die Legende der adeligen Abstammung fest und die Familie erweiterte sie später zu der Form, wie sie auch in dem Buch einer jetzt in Amerika lebenden Nachkomm(in) erscheint.²³ Darnach stammt das Geschlecht aus Arragon, wo es den Namen Mosenrosh – früher, zur Maurenzeit, Musenros geschrieben – geführt habe. Ein Vorfahr sei 1520 mit Kaiser Karl V. über die Niederlande nach Deutschland gekommen. Später habe die Familie den Adel aufgegeben und als „Patriziergeschlecht“ in Hagenau im Elsass gelebt. Tatsächlich läßt sich eine Familie Moscherosch am Ende des XV. Jahrhunderts mehrfach in Hagenau nachweisen: 1487 wird ein Metzger Mattern Mosenrösch, 1491 ein Claus Moschenrosch in Steuerbüchern erwähnt. Von patricischem Stand ist keine Rede.

Moscheroschs Sohn Ernst Ludwig beantragte 1671 den Adel auf Grund dieser adeligen Herkunft. Es ist aber schon längst aufgefallen, daß der Dichter in seinen Schriften nie den Adel seiner väterlichen Vorfahren erwähnt. Er schweigt völlig darüber an Stellen, an denen es nahe läge darauf zu kommen. Dagegen rühmt er ausführlich den adeligen Urgroßvater von Mutters Seite her und den Bruder seiner Urgroßmutter, den berühmten, aber gut bürgerlich geborenen Ritter Sebastian Schertel von Burtenbach. Er ist durchaus kein Verächter des Adels, im Gegenteil, er legt dem Expertus Robertus in den Mund: „Der Rechte Adel ist eine große Gabe Gottes und billig hoch zu achten“. Ohne Tugend allerdings sei er nichts „als ein bloßer Schatte, als eine auffgelauffene Blase voller Wind.“²⁴

Max Huffschnid²⁵ hat die Legende von Moscheroschs spanischer adeliger Herkunft untersucht und die Tatsachen richtig gestellt. Es gab keinen Spanier Moscherosch in Kaiser Karls Gefolge. Die schöne Stammbaumreihe, die Moscheroschs Söhne und die Nachkommen im nächsten Jahrhundert aufgebaut hatten, erweist sich bei näherer Betrachtung als Fälschung. Aber die ausländisch oder adlig klingenden Namen der Ehefrauen sind durch leichte Lautverschiebungen und Wendungen aus bekannten bürgerlichen umgeformt worden. Überall läßt sich aus dem Bodensatz von Wahrheit das Ursprüngliche rekonstruieren.

²² Aber in seinem „Kritischen Verzeichnis der Schriften Johann Michael Moscheroschs“, München 1922, bringt Bechtold eine Abbildung auf Tafel XIII.

²³ Minna Moscherosch Schmidt. „400 Outstanding Women of the World.“ 1933. Siehe: Geschichte der Familie Moscherosch.

²⁴ Tl. II. S. 211.

²⁵ Beiträge zur Lebensbeschreibung und Genealogie Hans Michael Moscheroschs und seiner Familie. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N.F. 35. S. 181. 1920.

Aus Hagenau also stammt die Familie, der Klang des Namens aber und Moscheroschs Äußeres sprechen tatsächlich für südliche Herkunft. Ein Studium der umfangreichen spanischen Kataloge der noch blühenden und der ausgestorbenen Adelsgeschlechter führt zu keinem Ergebnis.²⁶

Gibt man aber das Nachforschen in spanischen heraldischen Werken auf und greift man zu Büchern über die Juden in Spanien, so trifft man sofort auf den Namen Ros, Rosh, und Rosch, verbunden mit allerhand Vornamen, darunter auch Moses. Fritz Baer²⁷ führt eine große Menge von Dokumenten auf: in einem Dokument des Jahres 1217²⁸ findet sich Joseph ben Rosch in Zaragossa, in einem anderen von 1255 findet sich die Unterschrift Azach Abenrosch.²⁹ Die meisten Dokumente erweisen tatsächlich, daß die Familie in Zaragossa blühte, wie die Familienlegende es will, nur in einem anderen Stadtteil.³⁰ In der Liste der Juden von Navarra aus dem Jahr 1325 ist Mose el Ros aufgeführt,³¹ derselbe Mann wird später Mose el Rosch geschrieben. 1341 spielt Abraham aben Ros in Avila eine Rolle. Aber auch die Legende, daß der Name in ursprünglicher Form Musenros gelautet habe ist nicht ohne Begründung. Vor der Eroberung durch die Christen wurden die hebräischen Namen in Zaragossa in arabischer Weise geschrieben. Ein Mosche ha Rosch³² kommt sowohl als Rabbi Mose Aros vor, wie auch als Muça el Ros. Hier haben wir den mythischen Musenros.

Bei den seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts mit steigendem Fanatismus betriebenen Judenverfolgungen ist die Familie Rosch wohl ausgewandert, wahrscheinlich war ein Mosche das Familienoberhaupt. Da seit Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts die Verfolgung der „Marannen“-Familien noch schärfer gehandhabt wurde als die der ungetauften Juden, dürfen wir vielleicht annehmen, daß die Familie schon als getaufte in das Ausland kam und dann den jüdischen Glauben nach und nach völlig aufgab. Die Hagenauer Moscheroschs wohnen nicht in der Judengasse – wiewohl das kein sicherer Beweis wäre – führen gut elsässische Vornamen, die Ehen werden ausschließlich mit Christinnen geschlossen und auch die Berufe, die ergriffen werden, sprechen für einen christlichen Familienstand. Eine Bemerkung Philanders allerdings beweist, daß eine Erinnerung an den früheren ungetauften Stand der Familie und die daraus fol-

²⁶ Weder Don Alfredo Basanta de las Rivas' „Sala da los Hyosdalgo. Catalogo de todos sus pleitos y probanzas.“ 4 Bde. Valladolid, 1922, noch der „Diccionario Heraldico y Genealogico de Apellidos Espanoles y Americanos por Alberto y Arturo Carcia Caraffa“, 57 Bde. Salamanca, 1936, noch die „Rivista Mensual ilustrada: Linajes de Aragon, 1910-1916, Resena historico-genealogica y heraldica de las familias de la antigua Corona de Aragon“, herausgegeben von D. Gregorio Carcia Cipoes (1^a y 2^a epoca) enthalten den Namen in irgend einer Form.

²⁷ „Die Juden im Christlichen Spanien“. 2 Bde. Berlin, 1929.

²⁸ Ibid. S. 82.

²⁹ Ibid. S. 100.

³⁰ Ibid. SS. 202 and 268.

³¹ Ibid. S. 947.

³² Ibid. S. 434.

genden Rechtsverhältnisse noch vorhanden war³³ und ein von Koltermann³⁴ aufgefundenes Aktenstück aus dem Staatsarchiv in Marburg beweist, daß auch andere davon wußten.

Diese Tatsache würde sich merkwürdig schlecht mit seinem ausgesprochenen Antisemitismus vertragen. Aber an solchen Zwiespalten ist er reich, ja der Widerspruch zwischen Schein und Sein, zwischen ethischer Forderung und praktischem Verhalten ist bei ihm wesenbestimmend geworden.

Der Pseudophilander der gefälschten Schönwetterischen Fortsetzungen, der die Verhältnisse um Moscherosch offenbar recht genau kannte, weiß wohl, daß Philander und Expertus Robertus als Deckfiguren für den Erzähler ausgetauscht werden können. Er tut es ohne Scheu als er Philander in die Hölle setzt und den Expertus Robertus berichten läßt³⁵ und gibt wertvolle Winke, wer letzten Endes als Urfigur des Robertus erkannt werden kann.³⁶

Moscheroschs eigenes Leben ist ein tragisches gewesen. Selten bleibt er lange in einer Stellung und fast immer verläßt er sie in Streit und Unfrieden. Nur einmal, in Kriechingen, ist es wirklich der Krieg der ihn vertreibt. Er ist unverträglich, intrigant, geldgierig und skrupellos in den Mitteln sich solches zu beschaffen. Die Vorgänge im Hause des Grafen Leiningen, wo er als Erzieher einen der Knaben durch Stockschläge schwer verletzt, sind empörend. Die Art, wie er veranlaßt, daß der Knochenbruch den abwesenden Eltern verheimlicht wird, die Frechheit, mit der er, entlassen, die Pelzröcke der drei Knaben mitgehen läßt, ist unwürdig. Am schlimmsten seine Antwort, als er sich, entlarvt, entschuldigt: die Frau Gräfin hätte ja gesagt, die Pelze seien nicht mehr gut, die jungen Herren müßten im nächsten Jahr neue bekommen; sie erinnert an die der schelmischen Diener in den Barockkomoedien. Aus der Bibliothek seines späteren Herrn, des Herzogs Ernst Bogislav von Croy, fanden sich die wertvollsten Manuscripte in wappengeschmückten Maroquinbänden in Moscheroschs Bibliothek, wie zum Beispiel die „Ancienne Chronique de Pise“ für Karl den Kühnen von Burgund geschrieben.³⁷ Nach bösem Skandal, als abgesetzter Frevelvogt und Fiskal in Strassburg, weigert er sich unberechtigter Weise entnommene amtliche Aktenstücke zurückzugeben. Das böseste aber leistet er sich in seiner letzten festen Anstellung als „ältester Rat“ des Grafen Friedrich Kasimir von Hanau. Der tüchtige Oberamtmann David von Kirchheim hatte die

³³ Tl. I. S. 52.

³⁴ „Neue Nachrichten über Vorfahren des Dichters Moscherosch und sein Leben vor und nach seiner Hanauer Zeit“. Zeitschrift für Oberrheins. N. F. 45.

³⁵ 6. Band der Schönwetter-Ausgabe „Philander Infernalis Vivo Redivivus Apparens“. Frankfurt, 1648.

³⁶ 4. Band der Schönwetter-Ausgabe „Somnium sive Itinerarium Historico-Politicum. Von Wundergeschichten der Welt.“ Frankfurt, 1649. S. 177 ff.

³⁷ Vgl. Adolf Schmidt „Die Bibliothek Moscheroschs und ihre Kataloge“. Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F. 12. 1920-1921.

zerrütteten Finanzen unter der Bedingung in Ordnung gebracht, daß der Graf ohne Kirchheim zu fragen weder neue Zuwendungen noch Verpfändungen von Besitz machen würde. Mocherosch bewog aber in Kirchheims Abwesenheit den pathologisch schwachen Grafen ihm für dreißig Jahre persönlich bedeutende Einkünfte zuzuwenden und neue Verpfändungen vorzunehmen.³⁸ Alle diese Ereignisse zeigen die schwierigen, ja die gefährlichen, Charakteranlagen, die er besaß und aus seinen Schriften sehen wir, daß er wohl von ihnen wußte, daß er unter ihnen litt und daß sie ihn ängstigten. Der ungeheure Aufbau von Ehrenhaftigkeit, der strenge Moralismus, der eifernde Predigerton sind dauernde Auseinandersetzungen mit seinem schlechterem Selbst. Er ist durch und durch unharmonisch, ein Zerissener in einem solchen Grade, daß die Persönlichkeitsspaltung fast vollkommen da ist.

Er litt nicht nur unter seinem Inneren, auch sein Äußeres machte ihm zu schaffen, so flott und elegant und praesentabel es war — er wäre nicht von Hanau aus zur Kaiserkrönung Leopolds I. mitgenommen worden wäre das nicht der Fall gewesen — es war zu fremdartig. „Der Teuffel hatt uns mit der großen Nasen beschissen“ setzt er als deutsches Postscriptum unter einen lateinischen Brief an seine Freunde Kupferschmid und Ebel.³⁹ Er litt unter seinem Temperament. Am 17. September 1629 schreibt er in sein Tagebuch: „J'ay donné un soufflet à ma chérie femme, toutefois il m'ennuye maintenant, je suis trop tost courroucé.“ Er eifert gegen Sprachmengerei und ist selbst einer der größten Sünder. Er läßt etwas von bürgerlichem Stolz spüren und eifert gegen unechten oder erkaufte Adel, adressiert aber einen Brief an das bürgerliche Haupt der Pegnitzschäfer: „à Monsieur de Harsdörffer.“ Man könnte bei ihm fast von eiserner Inkonsistenz reden.

Schon Philander von Sittewald besitzt mehr Charakter als sein Schöpfer. Eindeutig und gerade ist die andere Spaltungsgestalt; der Expertus Robertus.

Er ist Moscheroschs, des Erfindungsarmen, eigene Schöpfung. Vom zweiten Gesicht ab steuert er Philander durch seine Visionen. Nicht nur mit der Welt im allgemeinen, aber mit Moscherosch im besonderen rechnet der Expertus ab. Im Widmungsgedicht an C. H. B. am Eingang des zweiten Bandes der Gesichte schreibt Moscherosch:

Ich greife nicht den Mann
Mit harten Worten an,
Der hier in seinem Leben
Den Sünden ist ergeben:
Es soll nur bloß allein
Zu seiner Warnung sein,

³⁸ Vgl. Johann Koltermann. „Der Hanau-Lichtenbergische Oberamtmann David von Kirchheim und seine Beziehungen zu dem Satiriker Moscherosch“. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N. F. 40. Karlsruhe, 1936.

³⁹ Artur Bechtold „Moscherosch auf der Hartenburg“. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N. F. 41. 1927.

Ihm höflich zu gebieten
Die Sünden zu verhüten;
Doch soll er nicht allein
Von mir gerichtet sein:
Ich straf auch meinen Wandel,
Mein eigen Tun und Handel.⁴⁰

Das Bild, das Moscherosch in den ersten Auflagen von dem Expertus Robertus gezeichnet hat, entspricht nun keineswegs dem in der verbreitetsten, der fünften, geschilderten. Er wird zwar auch als „Ehrbarer Alter“ beschrieben, aber „anzusehen übel bekleidet, dann an vielen Orten sein Mantel gestückert und zerrissen, er aber im Gesicht elendig verkratzt und verstellt, als ob er mit den Katzen gesen hätte: doch sein Wesen betreffend, war dasselbige nicht zu verachten, sondern eines Ehrlichen und Ernsthafften ansehens. In meinen fleischlichen Augen kam er mir vor als Rabbi Poppel Poy⁴¹ oder sonst der Rapiren (Rabbinen) einer, insonderheit weil er mir mit hebräischem Nammen zugerufen.“

Der Expertus wird also als alter, zwar ehrbarer, aber in zerrissener Kleidung gehender, Jude dargestellt. Wer Rabbi Poppel Poy war, ist mir nicht bekannt, vielleicht eine damals in Strassburg wohlbekannte Figur. In der fünften Auflage wird Robertus' Aussehen anders geschildert: „Anzusehen war er unbärtig als ein alter Mönch, mit einer Beltzkappe auff dem Haupt, Einen Beltzin Rock umb sich, Ein Paretlin in der Hand, Einen Degen an der Seite, als ein Alter Ratsherr: sein Wesen betreffend, so war er eines Ehrlichen und Ernsthafften Thuns.“ Der Schlußsatz mit dem Rabbi Poy bleibt aber stehen und will jetzt wenig mehr passen. Er spielt aber merklich auf Moscheroschs Äußeres an. Er mag selber von Kameraden mit dem Namen Rabbi Poppel Poy gehänselt worden sein, der rhythmisch und dem Klang der Vocale nach mit Michel Móscherósch übereinstimmt. Auffallender ist dies noch in der zweiten Ausgabe wo Laurel Poppel Poy geschrieben ist.⁴²

Wer war nun der Expertus Robertus und wie kommt Moscherosch auf den Namen? Er setzt merklich voraus, daß die Figur bekannt ist und tatsächlich finden wir ihren Namen nicht allzuhäufig, aber doch ständig wiederkehrend in der Literatur fast aller europäischen Länder. Aus dem „*Experto credite*“ im elften Gesang der Aeneis Vers 283 entwickelt sich im späteren Mittelalter die Erweiterung „*Experto crede Roberto*“, zum ersten mal nachweisbar in einem makaronischen Gedicht des Antonius

⁴⁰ Tut er das wirklich? Die äusserst realen Vergehungen Moscheroschs werden Philander nicht vorgeworfen, nur allgemeine Verstösse, an denen er wenig eigene Schuld hatte. Dagegen werden die Feinde, Mutius Jungfisch, Don Unfalo und Traso Barbaviso sich wohl erkannt haben, da wir noch heute mindestens einen von den drei identifizieren können. Auch Schönwetter und andere Feinde kommen schlecht genug weg.

⁴¹ In der zweiten Auflage „Rabbi Laudel Poppel Poy“.

⁴² Daß Moscherosch die ursprüngliche Form des Namen kannte geht aus dem Eintrag des Fünfzehnjährigen in einem Buch als „Johannes Michael Mosche Rosch Wilstadtiensis“ hervor. Zeitschrift für Bücherfreunde, II. Jahrgang. S. 499.

de Arena, eines 1544 gestorbenen Südfranzosen, „Consilium pro dansatoribus“ Vers 3.⁴³ Wer war es? Ist ein bestimmter Robert gemeint oder handelt es sich um eine reine Reimspielerei?

Wenige die das Proverbium später brauchten werden an Robert von Neapel gedacht haben, den „Weisen“ (1278-1343), der auf seine Zeitgenossen wegen seiner großen Erfahrung, seiner Belesenheit in den Heiligen Schriften und als Philosoph einen so starken Eindruck gemacht hatte, der erste „roi philosophe“.⁴⁴

Am Anfang des XVII. Jahrhunderts war sein „Traktat von den moralischen Tugenden“ von Francesco Ubaldini herausgegeben worden.⁴⁵ In der Vorrede war der König als „dottissimo tra i re antichi e moderni“ bezeichnet worden, sein Freundschaftsverhältnis mit Petrarca erwähnt und dessen Ausspruch zitiert, der ihn „rex scripturarum peritissimus“ nennt, sowie den vom König oft wiederholten Ausspruch bringt, daß er, wenn er zu wählen hätte, eher sein Diadem als die Studien entbehren wollte, so viel lieber seien ihm die Wissenschaften.

Das gedruckte Werk des Königs besteht aus sechs Gedichtcyklen, die folgende, vom Expertus Robertus ebenfalls behandelte Themen haben: 1. Dell' Amore. 2. Della Prudentia. 3. Della Santa Ciuitizia. 4. Della Fortezza. 5. Della Temperanza. 6. De Vizie e Difetti.⁴⁶

Sicherlich wußte der Pseudo-Philander, der für den Verlag Schönwetter in Frankfurt im Jahr 1649 den „Somnium sive Itinerarium Storico-Policum“ verfaßte, Bescheid, wer gemeint sei. Expertus Robertus tritt da als gläubiger ja eifriger Katholik auf, dem das Wohl der Kirche sehr am Herzen liegt. Ein Traum zeigt ihm einen Kardinal der verkleidet herumreisend die Schäden der Kirche erkennen und später reformieren soll.⁴⁷ Im Wachen begegnet ihm nun ein solcher Kardinal, einer der Aussicht hat „vor allen anderen zur B päpstlichen Hoheit erhoben zu werden“ und dieser erkennt Robertus. Der Expertus gibt zu, er sei der-

⁴³ Edouard Fournier in seinem „L'Esprit des autres“, 8ième edit. Paris 1886, S. 32, bringt eine Geschichte des Ausspruches, er zitiert einen „mittelalterlichen Vers“:

Quam subito quam certo
Experto crede Roberto.

Neander führt in seiner „Ethica vetus et sapiens“ als sprichwörtlich an „Experto crede Roberto“. [Ausgabe Leipzig, 1590. S. 89.]

Luther in einem Brief vom 5. August 1536 schreibt „Experto crede Ruperto – ut est proverbium“. [Luthers Briefe herausgegeben von de Wette. 5. 13.]

Auch bei Johann Lauremberg im „Orbis Bacchans“ [Rostock 1652, Bl. C2,] ist die Form Rupertus gebraucht, die auch der Pseudo-Philander im „Philander Infernalis“, [Frankfurt, Schönwetter, 1648,] so anwendet, und zwar das ganze Buch durch, nur auf dem Titelblatt ist die Form „Robertus“ gesetzt; anscheinend wurden beide Namen für identisch gehalten.

⁴⁴ Vgl. Romolo Caggese. Roberto d'Angiò e i suoi tempi. II. vol. Firenze 1922.

⁴⁵ Le rime de M. Francesco Petrarca estratte da un suo originale. Il trattato della virtù morali di Roberto re di Gerusalemme. Il tesoretto di Ser Brunnetto Latini, Roma, Stamperia del Grinani.

⁴⁶ Ein zeitgenössisches Miniaturbild mit der Unterschrift „Robertus rex expertus in omni scientia“ wird aufgeführt in „Revue de l'art chrétienne“. V. S. 287.

⁴⁷ S. 174 ff.

jenige, der sich eine Zeitlang bei vielen Kardinälen und Herren in Rom aufgehalten habe. Hier liegt eine merkliche Parallele zum historischen Robert vor, der lebhaft im Kardinalskollegium tätig war und die Wahl Bertrand de Gots zum Papst durchsetzte. Auch Papst Johann XXII war ein intimer Freund des Königs.⁴⁸ Die guten historischen Kenntnisse des Pseudo-Philander sind schon von mehreren Autoren festgestellt worden. Ob er der Frankfurter Gymnasiallehrer Georg Schleder war, ist unentschieden. Bechtold hält seine Autorschaft für „nahezu sicher“. Schleder stammte aus Regensburg und somit aus katholischer Umgebung.

Wie aber kam Moscherosch überhaupt auf den Expertus Robertus? Merklich auf eine durchaus barocke Weise: durch die beliebte Buchstabenversetzung.⁴⁹

Bei Quevedo und in der Übersetzung des Sieur de la Geneste, die Moscherosch benützt hatte,⁵⁰ tritt im fünften Kapitel „Du Monde en son interieur“, das Moscheroschs zweitem, dem „Weltwesen“, entspricht, an der korrespondierenden Stelle der „détrompeur universel“ auf. Am Rande ist das Wort „Experience“ als Marginalie gesetzt. Es ist also die verkörperte Erfahrung, die dem Träumenden da begegnet. Diese Erfahrung erweist sich als eine negative, der *détrompeur universel* ist der Augenöffner, der Enttäuschte und Enttäuschende. Im spanischen Text stellt er sich vor: „Yo soy el Desengaño.“ Die Welt verträgt seine Tätigkeit nicht, sie nimmt sie ihm übel und beweist das tötlich: er ist über und über zerfetzt und blutig geschlagen.

Moscherosch müßte nicht im Barockzeitalter gelebt haben, wenn er nicht versucht hätte, was durch Umstellung aus dem Worte zu machen sei: „détrompeur“. Er hatte schon einen Hinweis auf den Expertum durch das einzelne an den Rand gedruckte Wort „Experience“. Jetzt fand er umstellend *ropertum d(ictum) e(xpertum)*, eine Figur die ihm aus Zitaten, vielleicht aus der Geschichte, bekannt war.

Diese Figur nun begleitet Philander durch die Mehrzahl der echten und falschen Gesichte, wo immer ein Erläuterer des Geschehenen nötig war. Daß er ihm zunächst jüdische Züge verliehen hatte setzte Moscherosch sichtlich später in Verlegenheit, er behält zwar den „hebräischen“ Anruf bei, aber in der fünften Auflage, die, zehn Jahre nach der ersten erschienen, eine Art illustrierte Luxausgabe des erfolgreichen Werkes darstellt, macht er endlich einen würdigen Ratsherrn daraus.

Der Expertus redet nun Moscherosch als „Hebräischen Moyseskopf“

⁴⁸ Schönwettters Firma, die ursprünglich protestantisch gewesen war, entwickelte sich immer mehr zum katholischen und jesuitischen Propaganda-Institut. Später siedelte sie nach Wien über und wurde Kaiserliche Hofbuchdruckerei.

⁴⁹ Beispiele dafür gibt es in Mengen. Kaum ein Buch der Epoche ist frei davon, vgl. die Pseudonyme Grimmelshausens, Harsdörffers „Johann Rist – Arion ist“, Kaspar Stieler „Peilkarastres“, vor allem aber „Willstaed – Sittewalt“ bei Moscherosch selbst und „Don Unfalo“ aus des gehassten Berufsgenossen Dan. Vog(e)ls Namen.

⁵⁰ Les Visions de Don Francisco de Quevedo Villegas. Chevalier de l'Ordre S. Jacques. Augmenté de l'Enfer Reformé ou sédition Infernelle. Traduite de l'Espanol. A Paris. Chez Pierre Billaine, Ile S. Jacques à la Bonne Foy, devant S. Ives. 1634.

an, Philander reagiert nur „zur Verhütung größeren Geschreys“ auf den Anruf und vermutet der Fremde habe ihn für jemand anderen gehalten. Er habe zwar hebräisch einmal studiert, aber die Sprache längst vergessen. Zudem sei der Name seltsam, den er ihm da gegeben habe.

Rosch ist hebräisch für Kopf. Moscherosch ist also ganz richtig mit Moseskopf wiedergegeben. Der Name sei nicht so seltsam, meint der Expertus, die Reichskammer mit der Rosen habe dergleichen Namen schon vor etlichen hundert Jahren gehabt.

Was kann das heißen? Es gab keine Richter von Moscheroschs Namen im Reichskammergericht, denn nur dieses kann mit „Reichskammer mit der Rosen“ gemeint sein, an dessen Wänden die Rose als Symbol des Geheimen angebracht war: was „sub Rosa“ gesagt worden war, durfte nicht in die Öffentlichkeit getragen werden.

Das Reichskammergericht war nun erst unter Kaiser Maximilian I. im Jahr 1495 gegründet. „Etliche hundert Jahre“ waren also noch nicht abgelaufen. Vorher hatte aber der „Reichshofrat“ ähnliche Befugnisse ausgeübt, besonders was die Juden anbetrifft. Die meisten von diesen unterstanden nämlich als sogenannte „Kammerknechte“ direkt dem Reichskammergericht und seinem Vorgänger, dem Reichshofrat. Das heißt sie genossen kaiserlichen Schutz, um sie vor den dauernden Ausplünderungen durch die Territorialherren zu retten. Die Moscheroschs werden also zu den Schutzjuden gehört haben, die in den Registern des Reichskammergerichts und vorher in denen des Reichshofrats geführt wurden. Dieses ist auch die einzige Erklärung für den merkwürdigen Vorfall, den Johannes Koltermann an das Tageslicht gebracht hat. Der Dichter hatte einmal einen gräflichen Rat als „Bauernsohn“ verunglimpft. Der Beleidigte brachte ihn zum Schweigen, indem er erwiderte Moscherosch sollte nur an seine eigene Abkunft denken, dann würde er wohl „ehrliche Leute“ in Ruhe lassen.⁵¹ Sogar die Leibeigenschaft seiner Vorfahren wird ihm vorgeworfen – dies ist nur möglich als Hinweis auf den Stand der Vorfahren als „Kammerknechte“.

Daß Moscherosch unter seinem Namen litt geht aus dem folgenden Passus des Gesprächs mit dem Expertus hervor: daß nämlich so wunder-seltsame Namen allein „oftmalen einen Ehrlichen Mann, und mir selbst schon an gutem Glück verhinderlich gewest: weil viel Mänschen dafür halten, daß ein seltzamer Name auch einen seltzamen Kopff an sich habe.“

Die Abschweifung von Quevedos Text hört auf, wenn der Alte seine Betrachtung über die Zeit anhebt. Hier hört man plötzlich die melancholische und nachdenkliche Stimme des Spaniers gedämpft den krausen und grobschlächtigen Text Moscheroschs unterbrechen: „Denn, Lieber, weist du auch wohl was eine Stunde wert sei? Hast du auch jemals bedacht wie hoch ein Tag zu achten, wie teuer die Zeit zu schätzen?“

In welchem Gegensatz stehen dazu die Stellen an denen Moscherosch zum Beispiel das Gewäsch der Weiber um die junge Witwe im elsässi-

⁵¹ Vgl. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. 85. N.F. 46.

schen Dialekt nachmacht. Hier wirkt er mit absoluter Meisterschaft. Freier von Karrikatur als Lauremberg und Anna Owena Hoyers und treffender wie Gryphius hat er den Tonfall einer Mundart abgelauscht. Man hört förmlich das aufgeregte und dumme Gegacker, man glaubt sich im Umkreis der Anne Bäbi Jowäger zu befinden, so genau ist das Auf und Ab der Stimmen, die banale und stupide, aber vollberechtigte Gedankenabfolge, die ein simples Nochweiterleben- und Wiederheiratenwollen verdecken und reputierlich machen sollen, wiedergegeben.⁵²

Und welch ein Symbol für die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen, die bei Moscherosch immer spürbar ist, schaffen die Illustrationen! Sie bestanden aus Titeltupfern vor den einzelnen Gesichtern des ersten Teils und einem Bild des „Träumenden“, das grotesk genug ausgefallen ist. Im übrigen wurden alte Holzschnitte benützt, die schon in mehreren Werken des XVI. Jahrhunderts gedient hatten. Durch kleine Änderungen paßte Moscherosch geschickt seinen Text den Bildern an. Nur das Äußere des Expertus Robertus ändert er vollkommen. Dazu wurde er nicht etwa veranlaßt, weil kein passendes Abbild des Rabbi Poppel Poy zu haben gewesen wäre. Im Gegenteil, das Bild des greisen Juden, das auf Seite 220 als Portrait des Alt-Franken dienen muß (wozu es nicht paßt, denn die Figur trägt deutlich einen Judenhut) wäre eine ausgezeichnete Darstellung des Expertus gewesen, wie er in den ersten Ausgaben erschienen war. Die alte große Kunst der Holzschnittillustrationen ist diesem Jahrhundert ganz verloren gegangen. Der feinere und elegantere Kupferstich ist an seine Stelle getreten, aber der ersten Hälfte des Jahrhunderts war er für die Buchproduktion zu teuer. Man begnügt sich im allgemeinen mit einem Kupfertitel. Harsdörffer, als Nürnberger noch Erbe einer großen Tradition, wendet da und dort in seinen Büchern einmal den Holzschnitt an. Erst Zesens Romane sind reicher illustriert und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wächst die Freude am kupferstichgeschmückten Buch und ein rascher Aufschwung der Buchschmuckkunst setzt ein.

Moscheroschs Buch aber wirkt altmodisch und rückständig. Die ausgedruckten alten Holzstöcke haben keine Kraft mehr, die Figuren passen meistens nicht recht, selbst nach Moscheroschs kleinen Textänderungen. Wie häßlich sitzen die zwei in verschiedenen Proportionen gezeichneten Figuren unverbunden nebeneinander, die einen Ritter und seinen Knapen vorstellen sollen.⁵³ Gerade der Ehrgeiz eine illustrierte Ausgabe der „Gesichte“ herausbringen zu wollen, läßt das Buch provinziell und ein wenig lächerlich erscheinen. Vorstadtmusik während es anderswo schon durchgebildete Orchester gab!

Im zweiten Band ist der Versuch zum Buchschmuck aufgegeben. Ein schlichter Band der Zeit ist entstanden, der nicht mehr vorspiegelt als er ist. Beim ersten Band aber sehen wir die Praetension ihre Verzerrungen

⁵² Tl. I. S. 78/79.

⁵³ Tl. I. S. 59.

und Verfälschungen bis in das Äußere des Buches hineinmischen. Der mißlungene Versuch zur Vornehmheit ist es, der diese Moscherosch merklich so liebe und wichtige Ausgabe auszeichnet.

Jetzt, seitdem wir mehr von ihm wissen, ist das Bild des Redlichen und Tüchtigen, Freimütigen und Unerschrockenen, das Munker gezeichnet hatte, ganz verändert. Alle diese Eigenschaften müssen wir ihm absprechen, besonders auch die letztere. Denn die Ängstlichkeit mit der er sich vor den Folgen seiner doch recht bescheidenen satirischen Tätigkeit zu schützen sucht in dem Schlußgesicht, der „Reformation“, steht fast einzigartig da in der Geschichte der Literatur. Er ist von Angst und Sorge völlig besessen. Die Angst spricht noch deutlicher als aus den Gesichtern aus der „*Insomnis Cura Parentum*“, deren Titel schon ihn charakterisiert, aus den zahlreichen Gebeten die in seinen Werken vorkommen, wie aus seiner Korrespondenz. Sie hat nichts gemein mit der gewaltigen Weltangst des Andreas Gryphius, die in ungeheuren Visionen, Perioden und Worten sich entläßt. Sie ist die Angst des vom Gewissen gequälten, des kleinen Unrechtuers, des Schwachen der vom Rechten weiß, der ihrem ungenügenden Selbst ausgesetzten Kreatur, die vom Edleren weiß, ohne ihm Genügen zu können. Die Idealfigur, die Munker gezeichnet hatte, ist uns verloren gegangen, was wir gewonnen haben ist ein Mensch in seiner Fehlbarkeit, dem es immerhin gegeben war zu sagen was er litt.

Aber das alles würde noch nicht den Erfolg erklären, den er hatte und das Interesse, das er heute noch erweckt. All dem Negativen steht eine positive Kraft gegenüber, die es aufhebt und das ist seine Fähigkeit zu lieben. Er hat sie ganz anders und viel intensiver besessen, als seine Genossen und Brüder in der Dichtkunst. An dem merkwürdigen Phaenomen, das die ganze Barockliteratur auszeichnet, dem Abwenden von der sinnlichen Erscheinung der Welt, der Dinge und Menschen rings herum, hat er nicht teil. Er braucht keine Dryaden und Oreaden, kein künstliches Arkadien mit bebänderten Schäfern. Er hat seine Heimat, sein Elsaß, sein Straßburg geliebt, wie es nun einmal war: mit allen Schönheiten und auch mit allen Fehlern. Und so sieht er es und kann er es wiedergeben mit allen Farben, Lauten, Gerüchen und Schmäcken. Er hat es geliebt, nicht nur wie ein Sohn den Vater, mit Respekt, sondern gleichzeitig wie eine Mutter ihr Kind liebt, nämlich mit allen Schwächen. Hier ist er groß und wunderbar in seiner Zeit, die so viel Koulisse, Kostüm und Schminke brauchte bis sie lieben konnte.

Hinter allen Werken Moscheroschs, dem Roman und den Abhandlungen, den Briefen und den Gebeten fühlt man ein heißes, unmittelbar beteiligtes Herz. Reif ist dieses Herz nie geworden; bis in die letzten Jahre hinein ist nichts Abgeklärtes in ihm, keine Altersweisheit, keine Klugheit und Vorsicht. Er bleibt unlogisch, kindisch und egozentrisch in seinen Argumenten. Aber der Künstler ist nur dann wertlos, wenn er nicht das gibt, wozu der Weltgeist ihn geschaffen hat. Die fehler-

haftesten Persönlichkeiten haben zu den größten Dichtern gehört, wenn sie gegen dieses Gesetz nicht verstießen.

Moscheroschs Roman spielt in einem der Realität völlig entrückten Raum, der aber dennoch mit der Wirklichkeit unendlich viel mehr zu tun hat, als der Opitz', Harsdörffers oder Zesens. Die Wirklichkeit ragt von allen Seiten hinein in diesen Raum, während in der „Schäfferey von der Nymphen Hercynie“, den Nürnberger Spielereien oder der „Adriatischen Rosemund“ die etwa genannten Orte in einer rein utopischen Welt ruhen. Moscherosch gehört mit Logau, Gryphius und Grimmelshausen zu den wenigen, die nicht ganz aus der Tagesrealität fliehen. Raum und Zeit sind bei ihm gewissermaßen suspendiert, nicht verfälscht. Er lebt nicht im dichterischen Raum des Barock, dessen Hauptkennzeichen, wie bei dem der Romantik, Ferne ist. Bei den Nürnbergern geht die Idealisierung in völlige Negierung des Vorhandenen über. Moscherosch dagegen läßt das Elsass stehen. Er läßt ihm seine Mundart. Und menschliche Wirklichkeit kommt aus dem Mund der Leute, sonst nirgends her. Die Nürnberger haben ihr Franken ganz zum Schweigen bringen müssen, damit Arkadien ihnen die Kehle öffne, nicht so Moscherosch sein Elsass.

Und in diesem Sinne sei ihm das Praedicat, nach dem er strebte, auch zuerkannt: nicht nur wunderbar war er, auch wahrhaft!



DER HEGELIANER FRIEDRICH HEBBEL — GEGEN HEGEL

LUDWIG MARCUSE
University of Southern California

Die deutsche Philosophie von Kant zu Nietzsche formte entscheidend die deutsche Literatur von Schiller zu Stefan George. Kant war von entscheidender Bedeutung für Schillers Stücke und für Schillers Ästhetik; er bestimmte vielleicht noch entscheidender (wenn auch sehr anders) die Existenz Heinrich von Kleists. Fichte und Schelling waren die Orakel der Romantik. Schopenhauer machte einen solchen Eindruck auf Richard Wagner, daß er die große Verkündung des Schlusses der „Nibelungen“ schopenhauersch umschrieb. George und die Seinen dachten und fühlten und handelten nietzschesch.

Und die deutschen Dichter erkannten enthusiastisch an und erörterten sehr subtil, was sie der deutschen Philosophie verdankten. Mit einer einzigen großen Ausnahme! Hebbel, dessen Anschauungen, dessen Dichtungen, dessen kunstphilosophische Theorien durchtränkt sind von Hegelscher Philosophie wehrte sich zeit seines Lebens leidenschaftlich gegen Hegel. Verächtlich sprach er von seinem Meister als einem „Nachzügler der Alexandriner“;¹ und erklärte einmal dem Freund Emil Kuh, der gerade Hegel studierte: „Ich verabscheue die Dialektik“.² Weshalb verleugnete der Dichter seinen philosophischen Lehrer? Diese Frage kann eindeutig beantwortet werden. Es gibt aber auf sie mehr als eine Antwort.

I.

Der bekannte Literatur-Kritiker Wolfgang Menzel sah schon Hebbels erstem Gedichtband den Hegel an. Und die zeitgenössischen Hegelianer nahmen bald darauf den jungen Dramatiker, den Verfasser der „Maria Magdalena“, für sich in Anspruch. In ihrer Zeitschrift „Modenspiegel“ schrieben sie: „Dieses Drama ist ein Meisterstück, der Stolz der Literatur und dem Besten von Goethe und Schiller unmittelbar an die Seite zu setzen.“³ Gegen dieses Lob protestierte Hebbel nicht. Vielmehr schrieb er: „Was kann ich Besseres wünschen, als daß die Hegelsche Philosophie mein Verhältnis zu ihr zu begreifen anfangen.“⁴ Und es war auch wirklich schwer, dies enge Verhältnis zu verkennen. Das Hebbelsche Vokabular offenbarte es schon dem flüchtigsten Blick. Da war immer wieder die Rede vom „Weltgeist“, vom „Auseinandertreten der Gegensätze“, vom „Widerspruch“, von der „Versöhnung der Idee“. Nach seiner Rückkunft von London (1862) schrieb er, gut hegelisch: er habe in London „dem grandiosesten Widerspruch der Welt einmal unmittelbar in Herz und Nieren geblickt“.⁵ Das war im vorletzten Jahr seines Lebens.

¹ Friedrich Hebbel. „Sämtliche Werke“ (Berlin 1905), Briefe, VI, 85.

² Br. VI, 115.

³ Br. III, 190/1.

⁴ Br. III, 190/1.

⁵ Br. VII, 208/9.

Wer heute den Satz liest, ohne zu wissen, woher er stammt, wird zuerst an Friedrich Engels' Schrift über England denken.

Will man Hebbels Hegelianismus nur kurz kennzeichnen (und diese Arbeit hat ein anderes Ziel), so sieht man sich vielleicht am besten Hebbels Deutung und Wertung des Einzelnen an. Da findet man denn die Hegelsche Gleichgültigkeit dem Individuum gegenüber, etwa in dem Satz: „Es gibt nur eine Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht; wie es aber den Individuen darin ergeht, ist gleichgültig.“⁶ Da ist weiter das Hegelsche Pathos für das Universelle gegen das Individuelle. So dämpfte Hebbel seinen Schmerz beim Tode seines ersten Sohns mit der Hegelschen Lehre von der Nichtigkeit des Individuum: „Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört, Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich bis zu ihm durchzuarbeiten und die Kraft, ihn festzuhalten, ist eben das Universelle im Individuellen, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er diesen im Wesentlichen antizipiert.“⁷

Und Hebbel verhielt sich ausgesprochen hegelsch in seiner Reaktion auf die Revolution von 1848. Praktisch hielt er es mehr mit den Anti-Revolutionären. Theoretisch verurteilte er beide Seiten mit dem Hegelschen Argument: daß weder die These noch die Anti-These die Wahrheit enthalte — weil sie beide nur Teil der Wahrheit seien. Oder auf hebbelsch: „Wie roh, wie ohne alle Ahnung der gegenseitigen relativen Berechtigung stehen sich die Partheien gegenüber.“⁸

Das hegeleschste Hebbel-Drama ist „Agnes Bernauer“. Hebbel machte sich immer wieder bekümmert klar; „bis auf welchen Grad das Individuum unserer Zeit die allgemeinen Mächte aus den Augen verloren hat.“⁹ Und er reichte dem „Individuum unserer Zeit“ als Medizin die „Agnes Bernauer“. Er ging hier soweit in seiner Parteinahme für den Staat und seinen Repräsentanten, daß nicht nur das Publikum, daß auch der lebende Nachkomme des Herzog Ernst von dem Priester des Gottes „Staat“ abrückte. Bei einer Audienz in München erklärte König Ludwig I dem Dichter: „Ich würde eher die Krone niedergelegt als mich zu einem solchen Schritt entschlossen haben.“¹⁰ Schließlich erkannte sogar der Dichter selbst, daß er ein überspitztes philosophisches Prinzip (nämlich die Hegelsche Verherrlichung des Staats) noch überspitzt hatte. Kurz vor der Ausgabe des Buchs schrieb er an den Literaturhistoriker Gervinus: „Ich hoffe noch einige Mitteltinten zu finden.“¹¹ Der Dramatiker hatte Hegels Satz aus der „Philosophie des Rechts“: „Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee“ bis zur Verherrlichung des Mords getrieben.

⁶ Br. II, 329.

⁷ Br. IV, 102/3.

⁸ Br. IV, 129.

⁹ Br. V, 97.

¹⁰ Br. VII, 292.

¹¹ Br. V, 107.

Man kann den Nachweis seines Hegelianismus bis ins Detail treiben. In Hegels „Ästhetik“, die Hebbel Anfang der vierziger Jahre in Kopenhagen gelesen hat, steht im Abschnitt über die tragischen Kollisionen im Kasten- oder Stände-Staat der Satz: „Dem Notwendigen muß sich der vernünftige Mensch, insofern er die Kraft desselben zu beugen nicht die Mittel hat, unterwerfen, d. h. er muß nicht dagegen reagieren, sondern das Unvernünftige ruhig über sich ergehen lassen; er muß das Interesse und Bedürfnis, welches an solcher Schranke zugrunde geht, aufgeben, und so das Unüberwindliche mit dem stillen Mut der Passivität und Duldung ertragen“. ¹² Man sieht, Albrecht benimmt sich richtig nach allen Regeln der Hegelschen „Ästhetik“. Mögen noch soviel Theaterbesucher rebellieren gegen sein spätes Einverständnis mit dem Mord an der geliebten Frau: Hegels Ästhetik will es so.

Hegel war der Stern über seinem Leben und seinem Dichten. Der Dichter sah seine Mission darin: „sich selbst und seine Poesie mit den leitenden Gesetzen der Welt in Einklang zu bringen“. ¹³ Diese leitenden Gesetze findet man am besten dargestellt in jener sehr kurzgefaßten Geschichte des Dramas, die Hebbel der „Maria Magdalena“ als Vorwort vorangestellt hat. Sie ähnelt, wie ein kleines Abbild dem monumentalen Urbild – Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte.

II.

Welche Gründe haben nun Hebbel bewegt, den Denker, der ihn so tief beeinflußt hat – so energisch zu verleugnen? Es lassen sich mindestens vier verschiedene Gründe angeben.

Die Frage: Hegelianer oder Nicht-Hegelianer? hatte also begonnen mit Wolfgang Menzels Kritik der Hebbelschen Gedichte. Es war im Jahre 1842. Hegel war schon 11 Jahre tot. Hebbel war am Anfang seiner Karriere. Die Hegelsche Schule hatte sich gespalten in eine sogenannte Rechte, die theistisch war, und in eine sogenannte Linke, die politisch mehr oder weniger revolutionär war; zu dieser Linken gehörte Ruge, Bruno, Bauer, Feuerbach, Strauss und dann Marx.

Und wer war Wolfgang Menzel? Er ist der große Denunciator des „Jungen Deutschland“ gewesen, der liberalen deutschen Revolutionäre in der Literatur. Er ist einer der Urheber des Edikts gegen dieses Junge Deutschland gewesen (1835) – eines staatlichen Ukas, der Schriftsteller wie Heine, Gutzkow, Laube, Mundt und ihresgleichen als anti-christlich, als Feinde von Ordnung und Eigentum brandmarkte. Und Menzel rechnete nun die Hegel-Schüler pauschquantum zur gefährlichen Richtung.

Dieser Denunciator Menzel denuncierte nun auch den jungen Dichter Friedrich Hebbel als „Hegelianer“ und „jungen Deutschen“ „in dem ganz schlimmen Sinne, den er mit diesen Beziehungen verknüpft“. ¹⁴ Wer von

¹² Hegel Jubiläums-Ausgabe V., XXII, p. 530.

¹³ Br. V, 73.

¹⁴ Br. II, 278.

Menzel „Hegelianer“ genannt wurde, trug sichtbar das Mal des Staatsfeindes auf der Stirn; das Mal eines Mannes, der gegen sein Land, gegen Gott und gegen die Obrigkeit ist. Als „Hegelianer“ herumzulaufen war also damals fast ebenso schlimm, wie es heute ist, als „Kommunist“ herumzulaufen – und ebenso vieldeutig. Und diese Etikettierung war Hebbel besonders schrecklich, weil sie, wie er schrieb, in einem Moment vorgenommen wurde, wo er mit ziemlicher Gewißheit auf ein akademisches Amt rechnen durfte. Es tut nichts zur Sache, ob Hebbels damalige Hoffnung berechtigt war oder nicht. Gewiß ist, daß sein erstes Motiv der Abwehr gegen den Namen eines Hegelianers dies war: weite Kreise, beeinflußt von Leuten wie Menzel, waren gewohnt, Hegelianer und Atheist, Hegelianer und Revolutionär zu identifizieren. Hebbel nahm diese Hegel-Interpretation unkritisch an – und wies es weit von sich, solch ein subversives Element der menschlichen Gesellschaft zu sein. Es gehört zu den Ironien solcher einseitigen Deutungen, daß er gerade in seinen konservativen Ideen ganz hegelsch war.

Er vergaß dem Wolfgang Menzel diese Schädigung durch Verleihung eines gefährlichen Namens nie. Noch im Jahre 1857, fünfzehn Jahre nach Menzels Kritik, kam er in einem Brief an den Verleger Cotta¹⁶ auf die alte Namensgebung zu sprechen. Und wehrte sich auch jetzt noch leidenschaftlich mit der Versicherung: „daß die ‚Hegelei‘ nie zu seinen ‚Krankheiten‘ gehört habe.“ Er hätte es sich im Jahre 1857 leisten können, sogar als Hegelianer sein Leben zu beenden. Aber er hörte wohl aus dieser Bezeichnung immer noch den bösen Ton heraus, den Menzel und die Seinen diesem Wort gegeben hatten. Und dann ist dies nicht der einzige, nur der erste Grund gewesen, weshalb er nicht Hegelianer sein wollte.

III.

Als Menzels peinliche Klassifizierung erschien, verteidigte sich Hebbel mit dem Argument: er hätte zur Zeit, als er seine Gedichte niederschrieb, überhaupt noch keine Zeile von Hegel gelesen gehabt. Wie steht es mit diesem Alibi? Es mag stimmen. Aber was beweist es?

Man konnte damals Hegelianer sein, auch ohne ihn studiert zu haben; gerade wie man heute Freudianer oder Marxist sein kann, ohne auch nur eine Zeile von Freud oder Marx gelesen zu haben. In den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, in denen Hebbel heranwuchs, war die deutsche Luft geschwängert mit Hegelschen Ideen. Ein deutscher Intellektueller atmete damals Hegel mit der Luft ein; und Hebbel gehörte zu denjenigen, die ihn nicht wieder ausatmeten.

Hebbel hörte nun aber aus der Bezeichnung „Hegelianer“ heraus, daß man ihn nur für den Verse-machenden Epigonen des originalen Denkers hielt. Ja, er sah sich in den Augen seiner Mitmenschen degradiert zu einem Bearbeiter des Philosophen Hegel für die Bühne. Und, nachdem er bereits die links-politische Implikation im Worte „Hegelianer“ zu-

¹⁶ Br. VI, 2.

rückgewiesen hatte, schüttelte er nun den „Hegelianer“ ab, weil er eifersüchtig bedacht war auf die Reputation geistiger Selbständigkeit. So schrieb der Einunddreißigjährige, gekränkt: „Wenn wir dadurch dramatische Dichter würden, daß wir die Hegelsche Dialektik, notdürftig von ein paar Automaten getragen, in sogenannte Tragödien umsetzten, so wäre der Kranz leicht zu erringen.“¹⁶ Es geht hier also bei der Frage: Hegelianer oder Nicht-Hegelianer? ganz deutlich um den Anspruch auf geistige Unabhängigkeit. Diesen Anspruch erhob Hebbel zeit seines Lebens um so leidenschaftlicher, als seine Herkunft und seine geringen Einnahmen ihn den größten Teil seines Lebens in materieller Abhängigkeit hielten. Allerdings war er mit seinen Argumenten, mit denen er diese Unabhängigkeit zu beweisen suchte, nie recht glücklich.

Als man im Holofernes Hegelsches wiederzufinden glaubte, kämpfte er feurig wenigstens dafür: „daß Dichter und Philosoph auf verschiedenen Wegen zu denselben Zielpunkten gelangt sein.“¹⁷ Er schied sich also garnicht von den Hegelschen Ideen; er machte nur geltend, daß die eignen Ideen nicht aus zweiter Hand seien. Weshalb eigentlich nicht – neun Jahre nach Hegels Tode, auf dem Gipfel der Wirksamkeit des Hegelschen Systems? Und nun Hebbels Antwort. Weil er vor der Niederschrift der „Judith“ außer der Ästhetik noch nie ein Buch von Hegel in der Hand gehabt¹⁸ habe. Aber in der Ästhetik steckt der ganze Hegel – vor allem fast alles, was Hebbel dann in seinen Dramen und kunstphilosophischen Betrachtungen an Philosophie produziert hat.

Nicht glücklicher war ein anderer Versuch, eine Trennungslinie zwischen sich und dem Philosophen zu ziehn. Es war im Jahre 1852. Er schrieb an den Links-Hegelianer Arnold Ruge,¹⁹ mit dem er viele Jahre befreundet war. In einem autobiographischen Rückblick erinnerte sich Hebbel des Moments: wo er „die Hegelsche Logik und mit ihr den ganzen Hegel für immer aus der Hand legte“, weil er „die Identität von Sein und Nichtsein absolut nicht begreifen konnte“. Und dann fuhr er fort: „wer aber auf der Schwelle schon stolpert, wird die Geheimnisse des Hauses gewiß nicht entdecken“. So plädierte er vor einem enragierten Hegelianer auf Nicht-Zugehörigkeit zum Volk der Hegelianer.

Aber muß man wirklich die Subtilitäten der Hegelschen „Logik“ verstehen, um in der geistigen Welt Hegels zu leben? Ein Vergleich! Jeder deutsche Privatdozent der Erkenntnistheorie kannte im ersten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts Kants „Kritik der reinen Vernunft“ besser als Kleist. Trotzdem ist damals in niemand der Samen des Kantischen Systems mächtiger aufgegangen als in Heinrich von Kleist. Ganz gewiß verstand Arnold Ruge Hegels „Logik“ und Hebbel verstand sie nicht. Dennoch tat Hebbel mehr für die Herrschaft Hegelscher Ideen als Ruge. Hebbel war der fruchtbarere Hegelianer. Auf diese Idee aber

¹⁶ Br. II, 27.

¹⁷ Br. IV, 153.

¹⁸ Br. IV, 153.

¹⁹ Br. V, 45/6.

kam Hebbel nie. Und obwohl er nicht, wie er glaubte, unabhängig von Hegel zu denselben Resultaten gekommen war, so war er dennoch als Hegelianer viel mehr als ein Schüler, der des Meisters Ideen Kostüme angezogen hatte.

IV.

Das dritte Motiv seiner Hegel-Feindschaft war Philosophie-Feindschaft. Das klingt fast absurd bei einem Dichter, der, wie kaum ein anderer, dem Philosophieren gehuldigt hat. Seine Tagebücher, seine Briefe, seine Werke sind voll von Philosophie; von den ästhetischen Untersuchungen noch garnicht zu reden. Wenn man ihn um Buch-Kritiken bat, so antwortete er meistens: er sei kein Kritiker, er sei aber ein Ästhetiker; er beschäftige sich nur mit den prinzipiellen, den philosophischen Grundlagen der Kunst. Die Beschäftigung mit Kunst-Theorie gehörte zu seinen höchsten Interessen. Wie kann man bei einem solchen Mann von Philosophie-Feindschaft sprechen.

Die Basis dieser Feindschaft: er war nicht fähig, die herrschende Philosophie seiner Zeit, den deutschen Idealismus, in ihrem philosophischen Panzer zu genießen. Er schilderte einmal rückblickend: ²⁰ wie er sich anfangs, im ersten Studienjahr, der Philosophie gewidmet habe und wie er dann bald umsattelte zu Geschichte und Literatur; denn er habe schnell die Erfahrung gemacht, daß er der Philosophie trotz aller Anstrengungen, an denen er es wahrlich nicht habe fehlen lassen, nichts abzugewinnen vermochte. Und noch deutlicher, noch eindeutiger schrieb er einige Jahre später dem bekannten Verfasser der „Kritischen Gänge“, Friedrich Theodor Vischer: „Ich bin leider ein höchst unphilosophischer Kopf.“²¹ Und diese Ohnmacht vor der Philosophie seiner Zeit, die für ihn die Philosophie gewesen ist, war stark Affekt-geladen. Seine philosophische Unzulänglichkeit setzte sich um in Haß auf die Philosophie, in eine Attacke gegen die Philosophen, sogar in eine Art körperlicher Attacke. Wir haben von ihm eine höchst anschauliche Beschreibung: wie sehr ihn die hart umworbene, aber recht widerspenstige Philosophie zur Aggression reizte. Es war im Englischen Garten zu München gewesen. Und dort hatte er Schelling und Hegel solange studiert, bis er sie „buchstäblich mit Füßen trat, weil sie ihn verrückt machten.“²²

Wahrscheinlich aber war er gar kein „unphilosophischer Kopf“, sondern nur nicht vorbereitet genug. Hebbel war ein Autodidakt. Er klagte sein ganzes Leben hindurch: er müsse sich in späten Jahren mit Mühe aneignen, was junge Menschen mit einem glücklicheren Schicksal sehr früh und ganz selbstverständlich lernen. Nun kann man manche tiefe Lebensweisheit des Ostens verstehen, auch ohne ein reguläres Schul-Pensum absolviert zu haben. Es genügt menschliche Reife, es genügt Reife des Denkens, um zum Beispiel den Tao-te-king zu begreifen. Die

²⁰ Br. V, 45.

²¹ Br. VI, 139.

²² Br. IV, 282.

meisten europäischen Philosophen aber (und die Schelling und Hegel ganz besonders) führen soviel Bildungs-Gut mit sich, daß man noch kein „unphilosophischer Kopf“ zu sein braucht, wenn man an ihnen scheitert. Und wahrscheinlich war dieser Student Hebbel nur zu untrainiert im methodischen Philosophieren, um den universal gebildetsten und logisch strengsten Deutschen seiner Zeit aufnehmen zu können. Hebbel fehlte das Gymnasium.

Er sah diese Zusammenhänge nicht. Stattdessen wehrte er sich gegen Hegel, zeit seines Lebens und sah dennoch das Leben und die Kunst nur unter seinen Kategorien. Und er dichtete selbstverständlich hegelisch, wie kein zweiter deutscher Dichter.

V.

Alle Angriffe Hebbels gegen Hegel zeigen einen defensiven Charakter. Der Dichter wehrte sich dagegen, als „Hegelianer“ politisch diffamiert zu werden. Er wehrte sich dagegen, als „Hegelianer“ nichts als ein Epigone zu sein. Er wehrte sich gegen Hegel, weil Hegel sich ihm nicht erschloß.

Auch das vierte Motiv seiner Hegel-Feindschaft ist Verteidigung. Hegel sprach der Kunst den höchsten Rang ab, den er nur der Philosophie zuerkannte. Der Künstler Hebbel kämpfte für die Kunst, weil sie von den Hegelianern wie ein Aschenbrödel behandelt wurde. Er sah die Kunst in die Ecke gedrängt von der damals glänzenderen Schwester Philosophie: um die verachtete Dame Kunst zu erlösen, mußte ihr Ritter Hebbel den philosophischen Drachen bekämpfen – und der hieß Hegel.

Hegels Kunst-Feindlichkeit wird zum ersten Mal von Hebbel erwähnt in der Wiedergabe eines Gesprächs, das er mit seinem dänischen Freund, dem Dichter Oehlenschläger, 1842 in Kopenhagen hatte. Hebbel teilte in dieser Unterhaltung dem Freunde mit, daß er gerade Hegels „Ästhetik“ lese. Darauf sagte Oehlenschläger: „Ich habe sie nicht gelesen, aber ich habe mich mit ihm selbst einmal eine Stunde lang über Goethes Goetz gestritten; ich behauptete nämlich, das sei ein bedeutendes dramatisches Werk und der Philosoph wollte es nicht zugeben“. Oehlenschläger, fuhr dann Hebbel fort, „wollte überhaupt von der Philosophie der Kunst nicht viel wissen, der Philosoph möge immerhin auch über die Kunst in seinem Compendium eine Seite voll schreiben, nur solle er den Künstler ungeschoren lassen.“²³

Nun, Hebbel war (im Gegensatz zu Oehlenschläger) der Philosophie der Kunst verfallen. Und er führte immer wieder als Kronzeugen für die Legitimität einer solchen Beschäftigung Goethe und Schiller an, die auch nicht nur gedichtet, sondern sich noch über das Gedichtete Gedanken gemacht haben. Er warf also ganz gewiß dem Philosophen nicht das Nachdenken über Kunst vor. Er warf aber Hegel und den Seinen das von Oben herab vor, mit dem sie auf die Rolle der Kunst herabsahen. Er beschwerte sich bitter, daß „von allen Hegelischen Lehrstühlen ge-

²³ Br. II, 143/4.

predigt“ würde: „der Standpunkt der Kunst sei überwunden oder könne doch überwunden werden“.²⁴ Ja, dieses philosophische Diktum ist es gewesen, das er widerlegen wollte in seinem kunstphilosophischen „Vorwort“ zu „Maria Magdalena“.²⁵ Man hat ihm immer wieder vorgeworfen, daß er auch noch philosophiert, statt die Dichtung allein durch sich wirken zu lassen. Aber er hielt es für seine Pflicht, die Kunst überhaupt erst einmal begrifflich aus der Sphäre der Zweitrangigkeit zu erlösen, in welche sie die Diktatur der Hegelianer gestoßen hatte.

Die Frage: wem gebührt in der Hierarchie des Geistigen der höhere Rang, dem Philosophen oder dem Künstler? ist uralte. Und der Streit um diesen höheren Rang ist auch uralte. Selbst Künstler-Philosophen wie Plato und Nietzsche haben aus Wahrheits-Fanatismus den Gaukler im Künstler gehaßt. Für Schopenhauer war der Philosoph ein Schritt weiter auf dem Weg zur Erlösung. Thomas von Aquino und Spinoza kannten nur die philosophische Annäherung an Gott. Der Philosoph war fast immer geneigt, im Philosophen die Krone des menschlichen Geistes zu sehen. Die Künstler haben das bisweilen schweigend ertragen; bisweilen auch dadurch wettzumachen gesucht, daß sie die Philosophie als eine Kunst interpretierten. Aber selten ist die Auflehnung des Künstlers gegen die vom Philosophen dekretierte Hierarchie so sichtbar geworden wie im Kampf Hebbels gegen Hegel.

Und selten auch hat ein Philosoph so deutlich wie Hegel die Kunst weggewiesen vom ersten Platz. Er schrieb: „Der Gedanke und die Reflexion hat die schöne Kunst überflügelt.“²⁶ Als Hebbel in Kopenhagen Hegels „Ästhetik“ studierte, wird er wohl in der Einleitung dieses Werks die Sätze gelesen haben: „Nur ein gewisser Kreis und Stufe der Wahrheit ist fähig, im Elemente des Kunstwerks dargestellt zu werden . . . Dagegen gibt es eine tiefere Fassung der Wahrheit, in welcher sie nicht mehr dem Sinnlichen so verwandt und freundlich ist, um von diesem Material aufgenommen und ausgedrückt werden zu können.“²⁶

Gerade ein junger Dichter, der einen ebenso ausschweifenden Anspruch machte wie sein Philosoph, mußte rebellieren gegen einen Satz wie diesen: „Die eigentümliche Art der Kunstproduktion füllt unser höchstes Bedürfnis nicht mehr aus.“²⁶ Aber Hebbel war nicht Philosoph genug, um mehr als zu rebellieren.

Er attackierte Hegel und die Seinen in ihrer philosophischen Überheblichkeit, anstatt das Problem zurechtzurücken. Er schrieb gegen die Kunstverächter den Satz: „Ganz gewiß ist die Tat das Höchste und nur die Kunst thut, nur die Natur thut.“²⁷ Weshalb aber die Kunst mehr „thut“ als die Philosophie, ja, was das Wort „thun“ in diesem Zusammenhang überhaupt bedeutet, ist nicht recht zu ersehn.

²⁴ Br. IV, 8.

²⁵ Br. VII, 69; VII, 168.

²⁶ Hegel Jubiläums-Ausgabe, XII. r. 30.

²⁷ Br. III, 315.

In einem aber waren sie ganz gewiß eins, der philosophische Meister und sein Schüler wider Willen: sowohl Hegel als auch Hebbel machten den gigantischen Anspruch, im Medium ihrer speziellen Ausdrucksweise das ganze Universum abzubilden und zu deuten. Sie waren also im Wettbewerb um den gleichen höchsten Kranz. Das gab wohl Hebbels Attacken diese intime Schärfe. Nach ihnen aber kam dann Einer, der noch einen Schritt weiter ging; er versuchte im „Gesamtkunstwerk“ die Verschmelzung von Philosophie, Dichtung, Musik und bildender Kunst. Und wie Hegel seinen Hebbel gehabt hat, der gegen die Despotie der Philosophie rebellierte, so hatte später Wagner seinen Nietzsche. Der focht wiederum gegen den schönen Schein für die Wahrheit. —



NOVALIS AND THE PROBLEM OF ROMANTICISM

FREDERICK HIEBEL
Rutgers University

In considering Novalis and the problem of romanticism we have to divide our contemplation into three parts: first we have to look at the change of the meaning of the concept romanticism in general, then we have to recognize the use of the words "romanticising" (romantisieren) and romantic (romantisch) coined and formed by Novalis; finally we are challenged to comprehend the work and life of Novalis as an indivisible entity, independent of the early romanticists and to some extent different from them.

Wilhelm Dilthey in his Novalis essay (1865),¹ through which he introduced the scholarly research about Friedrich von Hardenberg, urged us already eighty years ago to free ourselves from the "abuse which has been perpetrated for more than half a century upon the word romanticism and to get rid of it entirely." Dilthey introduced the concept of the generation into the history of literature and ushered in a method of research which was taken over by Rudolf Haym in characterising the *Romantic School*.² From then on research of romanticism grew into unprecedented proportions and Julius Petersen, sixty years after the Novalis essay by Dilthey, stated in his book *Wesensbestimmung der Romantik*:³ "Die moderne Geistesgeschichte, die dem Vorbilde und den Anregungen Wilhelm Diltheys folgt, hat ihre Wurzeln in der Romantik." Petersen suggested to call the aim and purpose of our modern literary history after a changed term of Friedrich Schlegel "progressive Universalwissenschaft." In explaining the concept of romanticism Petersen points to the facts of "Bewußtseinssteigerung" and "magisches Selbstvertrauen" as fundamentals of the consciousness of romanticists while Fritz Strich introduced in his *Deutsche Klassik und Romantik*⁴ the term "Entgrenzung" as the essential trend and attitude of the romantic mind.

Petersen⁵ divided the main research of romanticism into three groups: the ethnological section (A. Sauer, J. Nadler, E. Bertram) which dealt with the geographical-racial concept of the "Östliche Bewegung;" the ideological group which followed the research of R. Unger, Fr. Schneider, O. Walzel, H. A. Korff and saw romanticism in fundamental opposition to enlightenment and rationalism. The third part which is characterised by works like those by Fritz Strich in his connection with

¹ Wilhelm Dilthey: *Novalis*, essay in *Preußische Jahrbücher* 1865, now in the book: *Das Erlebnis und die Dichtung*, 8. Auflage, Leipzig 1922.

² R. Haym: *Die Romantische Schule*, 1870.

³ Julius Petersen: *Wesensbestimmung der deutschen Romantik*, eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft, Leipzig 1926, p. 7.

⁴ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik*, 3. Aufl., München 1928.

⁵ J. Petersen op. cit.

Wölfflin's and Worringer's doctrines of history of art revolves around aesthetic questions of style-problems. Romanticism finally occupied also the minds of philosophers like N. Hartmann,⁶ E. Spranger⁷ and Karl Jaspers.⁸

Among American scholars R. M. Wernaer's book on romanticism⁹ stands out. "Romanticism is the cultivation of the free world of the spirit in art and life. And this free world of the spirit had its well springs in man's heart always."¹⁰ Or at another place Wernaer wrote: "Classicism is founded on duty; romanticism on love."¹¹ Yet becoming afraid of using these generalities he decided: "To be entirely accurate, we should have to speak of a romanticism of Wackenroder . . . Tieck . . . Novalis . . . school means merely that a number of individual writers came together."¹²

Gode-von Aesch¹³ made a more recent contribution to the problem of romanticism in his very elaborate doctoral dissertation, which is published under the title *Natural science in German romanticism*.¹⁴ He avoided abstract onesidedness and stated: "The idea that romanticism is a living process rather than a static achievement has its origin with the romanticists themselves. 'Life,' said Hardenberg, 'is like colors, sounds, force etc. and the romanticist studies life as the painter, musician, mechanic studies color, sound, or force. The careful study of life makes the romanticist'."¹⁵

Franz Schulz dealt in his remarkable article "Romantik und romantisch als literarhistorische Terminologien und Begriffsbildungen"¹⁶ with the question that none of the leading romanticists called themselves as such nor used the term Romantic School for their movement. "His (Novalis) writing can prove that he used the concept romanticism on the one hand in a historical and general sense and on the other hand with a metaphysical and magic meaning . . . There is no exception among the members of the early Romantic School: romanticism and romantic as names and terms of their faction did not enter their mind."¹⁷ Under the guidance of Franz Schulz, R. Ullmann and H. Gotthard dealt with this

⁶ Nicolai Hartmann: *Die Philosophie des deutschen Idealismus*, Berlin 1923, S. 186 f.

⁷ Eduard Spranger: *Psychologie des Jugendalters*, Leipzig 1925.

⁸ Karl Jaspers: *Psychologie der Weltanschauungen*, Berlin 1919.

⁹ Robert M. Wernaer: *Romanticism and the Romantic School in Germany*, New York 1910.

¹⁰ R. M. Wernaer, op. Cit. p. 7.

¹¹ *ibid.* p. 7.

¹² *ibid.* p. 55.

¹³ A.G.F. Gode-von Aesch: *Natural science in German romanticism*, Columbia University Press, New York 1941.

¹⁴ *ibid.* p. 5.

¹⁵ *ibid.* p. 5.

¹⁶ Franz Schultz: "Romantik und romantisch als literarhistorische Terminologien und Begriffsbildungen," *Deutsche Viertelsjahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, (1924), pp. 349-66.

¹⁷ *ibid.*, pp. 349 ff.

suggestion in an exhaustive double dissertation.¹⁸ In the same direction Kurt May¹⁹ leads us with an article, arriving at the result that in Novalis the origin of romanticism does not seem to contradict classicism as antithesis versus thesis, "sondern erscheint als Versuch zur Steigerung der Klassik in einem höheren Ausgleich, einer Synthese zwischen ihr und einem Gegensatz, der für sich gar nicht realisiert ist. Oder ist das nun Romantik nicht mehr?"

On the basis of this recent criticism in regard to a definition of the term romanticism we come to further investigations concerning Novalis' concept of romanticism. Contrary to Franz Schulz, however, we shall be able to find a central point among the various statements of Friedrich von Hardenberg's fragmentary thoughts.

This central point is the verb "romanticise" (romantisieren) from which Novalis derived the adjective "romantic" (romantisch). Then, but less frequently, he used the term "the romantic" (das Romantische). He started with the verb romanticise or romanticising (romantisieren) and therefore our research has to begin with an examination of this term.

The fundamental sentence is: "Die Welt muß romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Romantisieren ist nichts als eine qualitative Potenzierung. Das niedere Selbst wird mit einem besseren Selbst in dieser Operation identifiziert. So wie wir selbst eine solche qualitative Potenzreihe sind. Diese Operation ist noch ganz unbekannt. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romanisiere ich."²⁰ Another fragment reads: "Romantisieren ähnlich dem Abgebräutern."²¹ Or: "Absolutierung — Universalisierung — Klassifikation des individuellen Moments, der individuellen Situation etc. ist das eigentliche Wesen des Romantisierens. *Vide* Meister. Märchen."²²

Novalis used the verb "romantisieren" (romanticise) in pointing to an activity of the mind. He did not coin a noun as an abstract concept, the words "Romantik" or "Romantische Schule" did not occur in his writings. He interpreted the verb romanticising with many words, comparisons and metaphors and we must follow him in his mental journey if we want to understand his term. Romanticise is a process of the soul rather than a state of mind. It is connected with the poet's activity to

¹⁸ Richard Ullmann und Helene Gotthard: *Geschichte des Begriffs Romantisch in Deutschland* (Germanische Studien, Heft 50) Berlin 1927.

¹⁹ Kurt May: *Weltbild und innere Form der Klassik und Romantik im Wilhelm Meister und Heinrich von Ofterdingen*, in: "Romantik Forschungen," *Deutsche Viertelsjahrschrift für Literaturwissenschaft*, Buchreihe, 16. Band, Max Niemeyer, Halle 1929, pp. 185 ff.

²⁰ *Novalis Schriften*, ed. by Paul Kluckhohn and Richard Samuel, four vols., *Meyers Klassiker Ausgaben*, Bibliographisches Institut, Leipzig 1929 quoted Novalis (KL.) II/355.

²¹ Novalis (KL.) III/63.

²² Novalis (KL.) III/75.

find the way back to the origin, i.e. the original meaning or sense. In Novalis' mind it means the true state of being naive as the original, greatest poets and artists were. It means also to find back to the world of the true myth and fable, which stands at the origin of every truly creative art in which the fairy-tale reveals the higher truth. Therefore we read in the fragment after the word "das eigentliche Wesen des Romantisierens" the remarks: "Vide Meister. Märchen." Novalis points to Goethe's novel *Wilhelm Meister* and to the fairy-story *Das Märchen* at the end of the *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter*,²³ these two works which exercised the greatest influence upon the mind of Novalis in the years 1795 and 1796 before the death of Sophie von Kühn (March 1797) and accompanied him through the years which followed the soul-shaking experience of the death of his bride through which Friedrich von Hardenberg ultimately became the poet Novalis. The above mentioned fragments, concerning romanticising (romantisieren) are to be found in *Vorarbeiten zu neuen Fragmentensammlungen*.²⁴ Paul Kluckhohn, the editor of the last textual critical edition of *Novalis Schriften* puts the first mentioned fragment *Die Welt muß romantisiert werden*²⁵ to a group of fragments which were written between February and May 1798.²⁶ The two later mentioned fragmentary thoughts²⁷ appear in the so-called *Das allgemeine Brouillon*, 1798-99 and were written either in the second half of the year 1798 or in the early part of 1799. Thus they reaffirm his ideas and mention the application to Goethe's *Meister* and *Märchen*.

Novalis was certainly conscious of the difficulty in describing or defining his term romanticising. Therefore he avoided any strict or harsh definition but he rather points to a process of various actions. "Romanisieren ist nichts als eine qualitative Potenzierung."²⁸ He used this word "qualitative Potenzierung (potentialising qualitatively)" as a mathematical term of raising to a higher power, because he wished to say it as precisely and exactly as possible what he meant in speaking of finding back the original meaning, that operation, through which our lower Self can be identified with the better Self. He understands the mind of man as capable of raising to a higher power, yet he confessed in the next following sentence, that this operation is not yet known. This "not yet known" means, of course, that now — through Novalis. — it will be known more and more. These sentences which followed that statement are the poetic program or prospectus of the poetry of Novalis. It is not unessential to note that the last sentences were also written in the form of the

²³ See Camilla Lucerna, *Das Märchen, Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk*, Weimar 1910.

Thomas Carlyle to Eckermann: "To me it seems one of the noblest Poems or Prophecies produced for many ages; inexhaustible in meaning, deeper every new time I look into it." (Goethe Jahrb. XXIV, 12).

²⁴ Novalis (Kl.) II/311 ff.

²⁵ *ibid.* II/335.

²⁶ *ibid.* II/312.

²⁷ *ibid.* III/57ff.

²⁸ *ibid.* II/335.

first person: "I romanticise, while I am giving a high meaning to the common, profane, vulgar; while I am giving a mysterious appearance to the ordinary or customary, an infinite radiance to the finite."

There cannot be found a more precise description to the aim of Novalis' poetry than his thoughts about romanticising. They are the key for an understanding of his life, character and destiny as well as of his work. In another fragment the verb romanticise occurs in the form of the present participle "romantisierend" and it is most revealing for character and destiny of his life. It reads: "Der Tod ist das romantisierende Prinzip unseres Lebens. Der Tod —, das Leben +. Durch den Tod wird das Leben verstärkt. "(III/287) This is the philosophical reflection upon the death-experience of Sophie von Kühn. If this sentence were written by anybody else among the early romantics we could easily comprehend this thought as an intellectual game of analogies. These words, written by Novalis, are autobiographical confessions of primary importance. Here the word "romantisierend" means metamorphosing, uplifting and glorifying. The death of Sophie became this romanticising principle which aroused the "miraculous." When this experience became stronger and firmer within the mind of Novalis, particularly after 1798, in the two last years of his life, he became more and more aware of the shortcomings of Goethe's Meister and he exclaimed: "Das Romantische geht darin zugrunde — auch die Naturpoesie, das Wunderbare."²⁹ In another passage he said: "Schön, romantisch, harmonisch sind nur Teilausdrücke des Poetischen."³⁰ Or: "Die Kunst zu lieben ist immer romantisch gewesen."³¹ He explains the adjective romantic through different verbs, time and again: "Die Kunst auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik."³²

Romanticising as the process of finding the way back to the original state of life creates the realm of the true fairy tale and he proclaimed: "Alles ist ein Märchen."³³ Shortly before his last illness, on June 18, 1800, he wrote to Friedrich Schlegel about his Märchen in *Heinrich von Ofterdingen*: "Das Unbekanntheilige, die Vesta in Sophien, die Vermischung des Romantischen aller Zeiten . . . so betrachte nun mein Märchen."³⁴ This statement appears like a sumtotal of his reflections upon romanticising as the inner sanctum of his poetic work.

Let us now look at his novel *Heinrich von Ofterdingen* in regard to the use of the adjective "romantic" which occurs in various passages several times. One should notice, however, how the word romantic appears in the whole structure of the sentences, not only the fact that it appears.

²⁹ *ibid.* III/324.

³⁰ *ibid.* III/342.

³¹ *ibid.* III/371.

³² *ibid.* III/349.

³³ *ibid.* I/400.

³⁴ *ibid.* IV/343.

Novalis used the word romantic, for instance, in mentioning old belongings of the house: "Zog das Geheimnis der Natur und die Entstehung ihrer Körper den ahnenden Geist an, so erhöhte die seltene Kunst ihrer Bearbeitung, die romantische Ferne aus der man sie erhielt . . . die Neigung zu diesen stummen Gefährten des Lebens."³⁵ The same verb "erhöhen" (lifting up) reappeared in the adjective: "Eine höhere Macht schien den Knoten schneller lösen zu wollen und brachte sie unter sonderbaren Umständen in diese romantische Lage."³⁶ "Sie beschrieb die romantischen Schönheiten der fruchtbaren arabischen Gegenden . . . wie Kolonien des Paradieses."³⁷ "Das Land der Poesie, das romantische Morgenland, hat euch mit seiner süßen Wehmut begrüßt."³⁸ "Auf einer Anhöhe erblickten sie ein romantisches Land."³⁹ Or in regard to war and soldiers: Die Leute glauben sich für irgendeinen armseligen Besitz schlagen zu müssen, und merken nicht daß sie der romantische Geist aufregt."⁴⁰ And similarly expressed: "Todeslust ist Kriegergeist. Romantisches Leben des Kriegers."⁴¹ Finally one of the most important passages in the second part of *Heinrich von Ofterdingen* reads in connection with conscience: "Das Gewissen erscheint mir wie der Geist des Weltgedichtes, wie der Zufall der ewigen romantischen Zusammenkunft des unendlich veränderlichen Gesamtlebens."⁴²

To define the term romanticising with an abstract concept would be contrary to the intention of Novalis. Defining means to set down to finite limits. Romanticising in the sense of Novalis points towards the infinite and unlimited. A definition clarifies a concept of an object. Romanticising is the description of an inner process. This process includes: finding the way back to the original, giving the world the radiance of the distant, the magic, the absolute, the universal and the transcendental. It creates the true fairy tale, unfolds the miraculous, develops the true power of love which is in its deepest sense equal to the power of magic, metamorphosis and death. It strengthens life, glorifies the human mind, it is linked up with the Unknown, Sophia, the higher world, the home of poetry and the heaven in which the voice of conscience is rooted. All in all expressed by Novalis in his most precise fragment: Romanticising is to raise qualitatively to a higher power, to identify the lower with the better Self . . . An activity, unknown as yet.

To be sure, that sounds complicated; it appears as a multitude of verbose terms which can easily mislead to contradictions and misinterpretations. And yet, rightly understood, on the solid basis of the data and facts of Novalis' life and works, it can guide us into the inner sanctum of the ideas of romanticism. Novalis did not only theorize about this function of raising to higher power of the qualities of the soul, what Julius Petersen called in characterising the concept of romanticism

³⁵ *ibid.* I/109.

³⁶ *ibid.* I/127.

³⁷ *ibid.* I/141.

³⁸ *ibid.* I/187.

³⁹ *ibid.* I/202.

⁴⁰ *ibid.* I/188.

⁴¹ *ibid.* *ibid.* I/245.

⁴² *ibid.* I/235.

"Bewußtseinssteigerung" and "Magisches Selbstvertrauen," but he experienced it as a mystic and revealed it as a poet. The definite proof of his experiences are his writings. The works of Novalis are a world of fragments, but not a fragment of a world. They are a whole because they are centered around an individuality who raised his faculties of the soul qualitatively to a higher power. Novalis called this in philosophical terms "magic idealism."

The magic idealism of Novalis is but a fragment like all his other writings, yet it is the most significant expression of the world-conception of the early romanticist. In fact, it was the most obvious attempt to overcome Kant's dogma of the limits to knowledge.⁴³ Siegbert Elkuss⁴⁴ opened a fruitful discussion about the position of the early romanticists to Kant. He showed that all of them began to think with Kant, but that they all gradually overcame and contradicted him. German romanticism was an unanimous protest against enlightenment as a whole and against Kant's philosophy in particular. From this point of view there is hardly a divergence of opinion from R. Ungers⁴⁵ *Hamann und die Aufklärung* to H. A. Korff's *Geist der Goethezeit*⁴⁶ and Paul Kluckhohn stated in his book on romanticism: "In der Tat, lag darin ein wesentlich Neues, das die Romantiker über die Stürmer und Dränger und auch über Herder hinausführte, darin, daß sie durch die Schule Kants und Fichtes hindurchgegangen waren" and he added in speaking of Goethe as the antipode of Kant: "Wesentlich ist das: die Romantiker waren Goetheaner."⁴⁸

Two factors are indispensable for an understanding of the problem of romanticism in general and of the magic idealism of Novalis in particular: the struggle against Kant and the veneration for Goethe.

The development of Novalis's mind started with the study of Kant under Reinhold in Jena (1790/91), continued with the ardent discipleship of Fichte (since 1794) and culminated in his own magic idealism (from 1797 on). Novalis called the whole Kantian method onesided⁴⁹ and he characterized his mentality as "Advokatengeist." In regard to Kant's main problem of his Theory of Knowledge, his question, whether there is a synthetic judgment a priori possible outside of the realm of mathematics he exclaimed: "Gibt es ein mathematisches Genie? wie ist es möglich? Genie ist das synthetisierende Prinzip, das Genie macht das Unmögliche möglich — das Mögliche unmöglich — das Unbekannte bekannt — das Bekannte unbekannt etc. Kurz es ist das moralisierende — transsubstantiierende Prinzip."⁵⁰

⁴³ Kant: *Critique of Pure Reason*.

⁴⁴ Siegbert Elkuss: *Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung*, Hist. Bibl., 39. Bd., herausg. v. F. Schultz, München 1918.

⁴⁵ R. Unger: *Hamann und die Aufklärung*, Studien zur Vorgeschichte der Romantik, 1911.

⁴⁶ Hermann August Korff: *Geist der Goethezeit Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte*, Leipzig 1930.

⁴⁷ Paul Kluckhohn, *Die deutsche Romantik*, Leipzig 1924, p. 18.

⁴⁸ *ibid.* p. 23.

⁴⁹ Novalis (Kl.) II/306.

Novalis' magic idealism asked the fundamental question: is there a knowledge of the supersensible possible, "gibt es noch außersinnliche Erkenntnis?" "Nach Kant bezieht sich reine Mathematik und reine Naturwissenschaft auf die Formen der äußeren Sinnlichkeit. Welche Wissenschaft bezieht sich denn auf die Formen der inneren Sinnlichkeit? Gibt es noch außersinnliche Erkenntnis? ist noch ein anderer Weg offen, aus sich selbst herauszugehen und zu anderen Wesen zu gelangen oder von ihnen affiziert zu werden?"⁵¹

The answer to this question is given through life and work of Novalis. Novalis' victorious struggle against Kant went parallel with the approach to the world of Goethe. Novalis did not only call Goethe "den Statthalter des poetischen Geistes auf Erden"⁵² but he recognised him also as the foremost physicist of his time and he became the first interpreter of Goethe's *Märchen*, which A. W. Schlegel called the loveliest fairy tale which ever fell from heaven of phantasy to the dry earth." The *Märchen* was enthusiastically received by all romanticists and made a lasting impression on Novalis.⁵³ He never found a reason to modify his judgment or change his appraisal as he did in regard to *Wilhelm Meister*. On the contrary, he became the first among the legion of interpreters who tried to unriddle the enigma of Goethe's tale.

The *Märchen* was published in Schiller's *Horen* in 1795 and written at the very beginning of the friendship with Schiller who wrote at that time his *Briefe zur aesthetischen Erziehung des Menschen*. Schiller's concept of the "schöne Seele" and the "Spieltrieb" (particularly the latter, as expressed in his Letters about the aesthetic education of man) came nearest to the world of Goethe and was most distant to the philosophy of Kant. In fact, Schiller's concept of the "Schöne Seele" and his "Spieltrieb" repelled Kant's categorical imperative in a similar way as Novalis' magic idealism excluded Kant's agnosticism with its theory of the limits to knowledge. Novalis received Goethe's *Märchen* so enthusiastically because he found expressed in it the principle of romanticising, as the way to find back to the original, this raising to higher power, this identifying of the lower with the better Self. Goethe's *Märchen* was the dream of the romanticist, who, like the young man in Goethe's tale, ventured across the bridge to the realm of the white lily. To find the bridge between the world of matter and that of spirit, between the lower and the better Self is the content of the imaginations of Goethe's *Märchen*. The building and crossing of this bridge is "romanticising." The time is at hand for this process of romanticising: "Es ist an der Zeit" was the solemn call which sounded in the subterranean temple of Goethe's tale. And "Es ist an der Zeit" became the title of a poem of Novalis which he wrote in immediate response to Goethe's *Märchen*.

⁵⁰ *ibid.* III/25.

⁵¹ *ibid.* II/304.

⁵² *ibid.* II/41.

⁵³ *ibid.* II/327, III/129, 141.

"Glänzend steht nun die Brücke, der mächtige Schatten erinnert
 Nur an die Zeit noch, es ruht ewig der Tempel nun hier.
 Götzen von Stein und Metall mit furchtbaren Zeichen der Willkür
 Sind gestürzt und wir sehn dort nur ein liebendes Paar —
 An der Umarmung erkennt ein jeder die alten Dynasten,
 Kennt den Steuermann, kennt wieder die glückliche Zeit."⁵⁴

In considering Novalis and the problem of romanticism we look now finally at him as an entity, independent of the early romanticists. It is striking to see how and to what extent he differed from them. His concept of love as magic path from the lower to the better Self was alien to the other romanticists. His experience with Sophie von Kühn, the very center of his life and destiny, had no resemblance to anyone among the romanticists. His visualisation of a future form of an inter-confessional Christianity was not understood. He aimed at an inner reformation while others converted to Catholicism. He hoped for the golden age to come while others indulged in reviving the past. He was the only one among the early romanticists who was employed in an office and worked as a citizen for his country⁵⁵ even though his health was so soon to be undermined. This fact throws light upon the versatility of his genius, through which he differed from all the romanticists. As the poet of the Hymns to the Night he looked at the Dionysiac depths. As natural scientist he followed Goethe, as a mystic he loved Jacob Boehme and as mineralogist, miner and chemist, as "assessor at the Saltworks in Weissenfels" he dealt with the sober world of business-experience.

Novalis is in fact "the key to the Romantic School," that the "psychology of the Romantic movement can best be studied."⁵⁶ Novalis was the purest embodiment of romantic humanity as a type of man who will come in the future, for "Die Welt muß romantisiert werden . . . romantisieren ist nichts als eine qualitative Potenzierung . . . diese Operation ist noch ganz unbekannt."⁵⁷ Novalis, who tried to realise this "unknown operation," was a forerunner. Recognition of the world of this romanticist is in constant growth. Among the Germans he is one of their noblest examples of Christian cosmopolitanism. Yet the very day for the Western world has still to come on which he will appear" as a man of the most indisputable talents . . . a whole unexpected world of thoughts where the deepest questions await us" as Thomas Carlyle⁵⁸ saw him more than a hundred years ago: a genius of eternal youthfulness like Shelley, Mozart or Raffael.

⁵⁴ *ibid.* I/351.

⁵⁵ R. Samuel: *Der berufliche Werdegang Friedrich von Hardenbergs*, Romantik Forschungen, op. cit., pp. 83 ff.

⁵⁶ W. Rose: *Men, Myths and Movements*, New York 1931 p. 200.

⁵⁷ Novalis (Kl.) II/335.

⁵⁸ Thomas Carlyle, *Novalis*, essay 1829 Critical and Miscellaneous Essays, collected and republished, Brown and Taggard, Boston 1860.

ZU SCHILLERS „GEISTERSEHER“

P. M. MITCHELL
Harvard University

Von den Schiller-Forschern sind Schillers Erzählungen vernachlässigt worden. Man wird leicht durch die Größe von Schillers Lyrik und Dramen geblendet und vergißt, daß Schillers erfolgreichstes Werk während seines Lebens sein Roman *Der Geisterseher* war. Über den *Geisterseher* ist wenig und — außer einer Untersuchung über die Entstehung der Geschichte¹ — nichts Bedeutendes geschrieben worden. Eine Betrachtung des Romans kann vielleicht aufschlußreich sein und als Schritt zur Ergänzung des Schillerschen Gesamtbildes für die Gegenwart durch die Hinzuziehung der Erzählungen dienen.

Der Geisterseher, *Aus den Papieren des Grafen von O * ** ist ein Romanfragment, dessen Stoff frei erfunden ist, und das als fortgesetzte Erzählung in der Zeitschrift *Thalia* 1787-1789 erschien.² Die Hauptcha-

¹ Adelbert von Hanstein, *Wie entstand Schillers Geisterseher?*, Berlin 1903 = *Forschungen zur neueren Literaturgeschichte*. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker XXII. Der Verfasser glaubt beweisen zu können, daß Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg das Vorbild für den Prinzen sei und, daß der Roman durch eine Veröffentlichung der Frau Elise von der Recke 1786 und die Antwort Prinz Eugens darauf veranlaßt wurde. Die wichtigsten anderen Arbeiten sind: Fr. Varney, *Schiller als Erzähler*, Dissertation, Münster i. W., Unna 1915, eine gedankenarme Abhandlung, die zu dem Schlusse kommt, daß die Erzählungen „eine wertvolle Ergänzung zu den übrigen Schöpfungen sind,“ und R. Riemann, „Schiller als Novellist“ in *Euphorion* XII, 1905, S. 543-545.

² *Thalia* IV, 1787, S. 68-96; V, 1788, S. 67-132; VI, 1789, S. 84-164; VII, 1789, S. 70-109; VIII, 1789, S. 84-96. Die erste berechtigte Buchausgabe war: *Der Geisterseher Eine Geschichte aus den Memoiren des Grafen von O * ** von Friedrich Schiller bey Georg Joachim Göschen 1789. Göschen war der Verleger von *Thalia*. Eine „Neue vom Verfasser aufs neue durchgesehen und vermehrte Auflage“ erschien in Leipzig 1792; die „Dritte verbesserte Ausgabe“ 1798. Folgende Nachdrucke werden von Goedeke und Herbert Marcuse (*Schiller-Bibliographie. Unter Benützung der Trömlerschen Schiller-Bibliothek* (1865) . . .) Berlin 1925: bei Göschen 1789; Leipzig, 1789; Leipzig, 1790; Köln, 1790; Pressburg, 1796; Leipzig, 1800. Eine unberechtigte Buchausgabe erschien schon 1788 in Berlin und Leipzig: *Der Geisterseher, eine interessante Geschichte aus den Papieren des Grafen von O * * ** herausgegeben aus Herrn Schillers *Thalia*. Bei Lebzeiten Schillers erschienen Übersetzungen auf Englisch 1795 und 1800, Französisch 1789, Holländisch 1801, Schwedisch 1788. Goedeke, 2. Auflage, Bd. 5, S. 178, erwähnt elf Fortsetzungen oder Nachahmungen vom *Geisterseher*. Die eine englische Übersetzung, *The Armenian or, the Ghost Seer . . . translated by the Rev. W. Render*, London 1800, enthält die Fortsetzung von E. F. E. W. Follenius, die jedoch nicht als das Werk eines anderen bezeichnet wird.

Die zeitgenössische Kritik war anerkennend. Vgl. z. B. die Rezension der *Allgemeinen deutschen Bibliothek*, Kiel 1792, Bd. 109, 1. Stück, S. 14 (abgedruckt in Julius W. Braun, *Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen*, I, 1, Leipzig 1882, S. 373) „Wenngleich noch Fragment, hat Rec. das Buch drey und vier und fünfmal gelesen, und noch liest er verschiedene Stücke immer wieder, und fast mit gleichem Vergnügen, als das erstmal. So entdeckt man immer von neuem in den kleinsten Zügen Spuren des Genius und der feinsten Menschenkenntnis, so bezaubert die Darstellungskunst, die klassische Schreibart, die eben so lebendig und kräftig, als in irgend einer frühern Schrift des Verf. . . .“ Noch 1838 schreibt Karl Hoffmeister in *Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang*, Zweiter Theil, Stuttgart 1838, S. 18: „ . . . der *Geisterseher*; das erste und leider! auch das letzte Werk dieser Gattung, welches Schiller geschrieben hat.“ Auf Seite 34 hält Hoffmeister den Roman für ein „Meisterwerk.“

rakteristik des Werkes ist die darin enthaltene Spannung. Als Roman ist es eine Aneinanderreihung von dramatischen Vorfällen, die die Spannung erhöhen und weitertragen. Sobald ein Geheimnis gelöst wird, entsteht ein zweites und noch dunkleres. Es wird die Geschichte eines deutschen Prinzen erzählt, der sich in Venedig aufhält, und der in die Hände der Jesuiten gerät und, nachdem er viele Seelenkämpfe durchgemacht hat, katholisch wird. Die Jesuiten interessieren sich für die Bekehrung, weil sie wissen, daß der Prinz einmal den Thron erben wird.

Einheitlich ist die Erzählung nicht. Das Fragment besteht aus zwei Teilen, von denen der erste ein rein erzählender ist, und der zweite hauptsächlich Briefe an den „Grafen von O * * “ (aus dessen Papieren das Ganze stammen soll) enthält. Der erste Teil des Romans dreht sich um eine Geisterbeschwörung, die an und für sich ganz natürlich erklärt wird, aber die nur als eine Einleitung zu einer weiteren Spannung und zu tieferen Geheimnissen dient.

Verschiedene kleine Fehler im Werke, z. B. Widersprüche in den Familienverhältnissen des Prinzen und der Wechsel von Erzählern mitten in der Geschichte, deuten auf eine rasche Entstehung des Werkes. Die Einschaltung eines philosophischen Gesprächs im zweiten Teil deutet auf eine Veränderung des Gehalts während der Entstehung. Wenn man Schillers eigene Äußerungen über den *Geisterseher* untersucht, findet man eine Bestätigung dafür. Schiller schreibt 1788 an Körner über das schon teilweise im Drucke vorliegende Werk: „Dem verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat mir ihn eingegeben“³ und wieder: „Der Geisterseher, den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht – schlecht, ich kann nicht helfen; er giebt wenige Beschäftigungen . . . bei dem mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war, als bei dieser Schmiererei.“⁴ Von der Schwierigkeit der Fortsetzung schreibt er: „Indessen wirst Du finden, daß diese Fortsetzung des Geistersehers mehr Kopf gekostet hat, als der Anfang, weil es nichts Kleines war in eine planlose Sache Plan zu bringen, und so viele zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen.“⁵ Etwas später konnte Schiller an Lotte von Lengefeld doch folgendes schreiben: „Stelle Dir vor, daß mir der Geisterseher anfängt lieb zu werden . . . Ich habe diese Tage ein philosophisches Gespräch darin angefangen . . .“⁶ Schärfer ist Schillers Meinung über den Wert des Romans enthalten in der Bemerkung: „Was für Ursachen sollte ich gehabt haben, gerade hier den besten Leser im Auge zu haben und mich um einen Bogen Honorarium zu bringen?“⁷

Wenn man bedenkt, daß *Der Geisterseher* Schillers populärstes Werk war, ist der Roman nicht gleich zu verwerfen, trotz Schillers abfälliger

³ *Schillers Briefe*. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas Kritische Gesamtausgabe, Stuttgart [1892], II, S. 25.

⁴ *ibid.*, II, S. 31.

⁵ *ibid.*, II, S. 63.

⁶ *ibid.*, II, S. 211.

⁷ *ibid.*, II, S. 75.

Meinung darüber. Diesen Roman, der Zauberei, geheime Verbindungen, Staatsaffären usw. behandelt, versucht man ohne Erfolg mit den übrigen Werken des Dichters in Verbindung zu bringen. Er ist weder den Dramen noch den übrigen Prosastücken ähnlich. Schon der erste Abschnitt gibt uns Aufschlüsse über die Art des Romans: „ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes . . .“ „Man wird über die *Kühnheit des Zwecks* erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im stande ist; man wird über die Seltsamkeit der *Mittel* erstaunen, die sie aufzubieten vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern.“

Diese Einleitung lautet wie die Einführung zu einem sogenannten „Trivialroman“ des späten 18. Jahrhunderts; hier ist auch die Lösung des Problems. Vergleicht man den *Geisterseher* mit den zeitgenössischen Romanen, dann erkennt man Schillers Romanversuch als ein zeitgebundenes Produkt des 18. Jahrhunderts. Das übersichtliche Werk von Marianne Thalmann über den Trivialroman im 18. Jahrhundert⁸ trägt vieles zum Verständnis des *Geistersehers* bei. Fünf auffällige Übereinstimmungen des *Geistersehers* mit den von Frau Thalmann besprochenen Werken sind: 1. die Rolle der Magie, 2. das Übergewicht der Vernunft, 3. die Intrige des Staatsromans, 4. der Geheimbund, und 5. die Kirche als böse Macht. Nur ein kurzer Vergleich des stofflichen Inhalts des *Geistersehers* mit zahlreichen anderen ähnlichen Romanen der Zeit macht klar, daß der Roman ein — allerdings erfolgreicher — Versuch war, eine populäre Erzählung im Geiste der Zeit zu schreiben.

Trotz dieser Zeitgebundenheit des *Geistersehers*, hat das Werk einen geistigen tragischen Gehalt. Dargestellt wird der Untergang des Naturmenschen im Prinzen und die Verzweiflung des Prinzen. Hierdurch soll der Leser zum Mitleid gerührt werden. Der schwärmerische naiv-erzogene Prinz verliert sein Gleichgewicht, sobald er seine Naivität einbüßt und auf unzureichender Grundlage eine befriedigende Philosophie aufzubauen versucht. Nicht aus seiner Philosophie ist die Handlungsart des Prinzen zu erklären, sondern — wie Schiller selbst in einem Brief an Körner erklärt: „aus seiner *unsichern* Lage zwischen dieser Philosophie und zwischen seinen ehemaligen Lieblingsgefühlen, aus der Unzulänglichkeit dieses Vernunftgebäudes und aus einer daraus entstehenden Verlassenheit seines Wesens . . .“⁹ Es werden „unaufgelöste Knoten“ übrig bleiben, die die reine Vernunft nicht leiden kann, und gegen die Schiller sich in „Über die tragische Kunst“ ausspricht.¹⁰ Dieses Verhältnis ist voller Tragödie. Des Prinzen Philosophieren ist nicht unschädlich gemacht

⁸ M. Thalmann, *Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts . . .* = *Germanische Studien*. Nr. 24, Berlin 1923.

⁹ *Schillers Briefe*, II, S. 247.

¹⁰ *Schillers Sämtliche Werke*. Säkular Ausgabe in 16 Bänden hsg. von E. v. d. Hellen, Stuttgart und Berlin 1904, XI, S. 165.

worden durch die Philosophie der Vernunft; er wird also zur Mystik geführt.¹¹

Es ist klar, daß der Romanverfasser, im Gegensatz zum Prinzen, ein Verfechter der absoluten Vernunft bleibt. Daß das Fragment den Leser auch in Spannung verharren läßt, kommt davon, daß es eben Fragment ist. In diesem Fall heißt das, daß das Werk formlos ist. Man kann auch keine Grenze für die Erzählung voraussehen; sie könnte beliebig länger ausgeführt werden.¹²

Als Roman der Spannung ist *Der Geisterseher* nicht zu übertreffen. Schiller hat sich hier jedoch der schwachen Seite des Publikums zugeeignet. Von theatralischen Mitteln ist das Buch übertoll. Das Theatralische spielt eine eben so große Rolle wie die leidende Seele des Prinzen, die – nach Schillers Lehre in „Über die tragische Kunst“ – uns zur Rührung wecken sollte, um dadurch den Zweck der Dichtung zu erreichen. Als Roman erfüllt *Der Geisterseher* auch nicht das Schillersche Gebot, daß Klarheit im Roman herrschen muß.¹³ Man darf sich an Schillers Kritik von Goethes *Wilhelm Meister* erinnern: „so ist es durchaus nöthig dafür zu sorgen, daß dasjenige was Ihr Geist in Ein Werk legen kann, immer auch die reinste Form ergreife, und nichts davon in einem unreinen Medium verloren gehe.“¹⁴

Man darf annehmen, daß Schiller an den *Geisterseher* gedacht hat, als er an Goethe schrieb, frei erfundene Stoffe würden seine Klippe sein.¹⁵ Schillers Ideen waren scheinbar nicht wie die Goethes, der sich der lockeren Form bedienen konnte, um Großes zu schaffen. Selbst die philosophischen Schriften spiegeln Schillers Schwäche, Selbsterfundenes formvollendet auszudrücken.

Offenbar brauchte Schiller die begrenzte Form, um ein Kunstwerk zu gestalten. Er mußte seine Grenzen empfinden, um als Künstler zu wirken. In diesem Licht scheint er wenigstens als der Verfasser des *Geistersehers*. Wenn man die übrigen dichterischen Werke Schillers betrachtet, findet man eine solche Ansicht bestätigt, da sie sich nämlich zwischen Lyrik und Drama verteilen, den beiden strengen Formen der Dichtkunst, deren Meister Schiller war. In dieser Beziehung kann man folgende Stelle aus einem Brief Schillers an Goethe zitieren:

„Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht.“¹⁶

¹¹ Vgl. *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*. Vierte Auflage, Stuttgart 1881, S. 153, Brief Nr. 188.

¹² Zum Beenden des Fragments fehlte es Schiller immer an guter Stimmung. Vgl. *Schillers Briefe*, II, S. 287; VI, S. 177 u. a. O.

¹³ *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*, I, S. 323, Brief Nr. 367.

¹⁴ *ibid.*, I, S. 323.

¹⁵ *ibid.*, II, S. 3, Brief Nr. 398.

¹⁶ *ibid.*, II, S. 3f.

DAS FREMDWORT IN ARNO HOLZ' „BUCH DER ZEIT“

GEORGE SCHULZ-BEHREND
University of Texas

Mit Recht hat Holz' bedeutendster Apologet, Josef Nadler, das *Buch der Zeit* den „Grundbestand und Binnenkern von Holz' dichterischem Lebenswerk“ genannt.¹ Im *Buch der Zeit* finden wir in der Tat wichtige Ansätze zu allen späteren Werken Holz', und deshalb wird auch jegliche Beschäftigung mit irgend einer Phase des dichterischen Schaffens von Arno Holz von seinem *Buch der Zeit* ausgehen müssen. Im Vergleich mit der Lyrik, die um das Jahr 1885, dem Erscheinungsjahr des *Buches der Zeit*, beim deutschen lesenden Publikum beliebt und von den deutschen Kritikern als gut und wertvoll anerkannt war, erscheint uns das *Buch der Zeit* auch heute noch gegenwartsnahe und lebendig, während die Lyrik eines Geibel oder Baumbach uns viel überlebter anmutet. Dies könnte einerseits in der Auswahl der Themen seinen Grund haben, andererseits aber auch in der „Modernität“ von Holz' Sprache seine Erklärung finden. Holz' Sprache ist nicht mehr die der Epigonen, er scheut sich nicht in seine Dichtung Wörter und Phrasen aufzunehmen, die durch die von ihm gewählten Themen nötig und auch möglich geworden sind. Seine Forderung an die Lyriker seiner Zeit lautete: „Modern sei der Poet, modern vom Scheitel bis zur Sohle!“ (Programm, S. 128),² und an sich selbst sucht er diese Forderung zuerst wahrzumachen. Für Deutschland war es Holz, der die „Poesie des Unpoetischen“ entdeckte, und „mit dem Unterschied zwischen poetischen und unpoetischen Gegenständen, fiel auch der zwischen poetischen und unpoetischen Wörtern.“³ Das mußte so sein, denn „es ist dies der Kern des ganzen Holz'schen Kunstgedankens: die Kongruenz von Form und Sache.“⁴ Neue Wörter strömten also massenhaft in die Dichtung Holz' ein, unter ihnen natürlich auch viele bisher als unnötig empfundene Fremdwörter, die der Deutsche Sprachverein (zu dem Holz keinerlei Beziehung hatte) etwa zur selben Zeit aus dem deutschen Leben und der Literatur auszumerzen sich bemühte, wie Holz sie der deutschen Dichtung zugänglich machte.

Trotz der Fülle neuer Gegenstände, ließ Holz die alten Themen nicht etwa gänzlich fallen. Im *Buch der Zeit* finden sich viele Gedichte im Stile Geibels, Heines, Scheffels und anderer.⁵ Die Gedichtgruppe „Zwischen Siebzehn und Achtzehn“, eine Folge von einundzwanzig Gedichten, die teilweise noch aus dem Erstlingswerk *Klinginsherz* (1883) übernommen war, zeigt Geibels Manier. Scheffel klingt durch in „Wie es kam“, Heine in „Ein Herz, das zersprungen“, „Ein Abschied“, „Auf

¹ Josef Nadler, *Literaturgeschichte des deutschen Volkes*, Berlin 1938, Bd. III, 616.

² *Buch der Zeit*, Bd. I der zehnbändigen Gesamtausgabe *Das Werk von Arno Holz*, Berlin 1924.

³ Hans W. Fischer, „Einleitung“ zum *Buch der Zeit*, unpaginiert.

⁴ Karl Turley, *Arno Holz*, Leipzig 1935, S. 53.

⁵ Holz zollt Geibel, Baumbach, Scheffel und anderen im *Buch der Zeit* ehrliche Anerkennung.

hoher See“ und in einigen anderen. Überhaupt bringt die Gruppe, die mit ‚Deutsches‘ bezeichnet ist, wenig Modernes. Lieblingswörter der Orientdichter Rückert und Bodenstedt, allerdings nur in satirischer Wendung, finden wir in *Bülbülschwindel* und *zuleikatoll*, S. 143. In sonderbarer Ironie jedoch schrieb Holz selbst noch ein orientalisch-exotisches Gedicht, Nummer vier des *Ur„Phantassus“*, mit dem Refrain:

Ein grüner Turban schmückt das Haupt mir,
von Seide knittert mein Gewand,
und jeder Muselmensch hier glaubt mir,
ich wär der Fürst von Samarkand!

Dies Gedicht ist der Urkeim der langen orientalischen Partien in späteren Phantassusfassungen. Natürlich war Holz sich seiner zwiefachen Gebundenheit, an das Reich exotischer Träume, wie an das Reich der Moderne, Zeit seines Lebens bewußt. Wo Holz die alten Themen pflegt, da bleibt auch seine Sprache konventionell.

Die Moderne bei Holz trägt nun verschiedene Einkleidung: erstens möchte Holz um jeden Preis seine Verschiedenheit von den „Lenzrhapsoden“ zur Schau stellen. Er fällt hierbei in eine überhebliche, modern-originelle Haltung, die auch im Wortschatz und in der Wortwahl den reich begabten, kampfbereiten, aber doch noch unreifen Jüngling verrät. Die Umgangssprache und der Jargon der Journalisten, Studentensprache und Berufssprache des Kaufmanns haben ihren Teil zur Verssprache Holz' beigesteuert. Sodann hält seine stark rationalistische Neigung, die später in den theoretischen Schriften deutlich hervortritt, und die ihn zu Betätigungen in poetischer Form, welche außerhalb der eigentlichen Lyrik liegen, veranlaßten (*Phantassus*, *Blechschniede*), ihn fern von aller dichterischer Feierlichkeit, wie sie etwa der in der *Blechschniede* grausam persiflierte Stephan George zeigt. Daher also die Abwesenheit von „aristokratischen“ Wörtern, die häufig ältere Fremd- oder Lehnwörter sind. Obgleich Holz, besonders in der *Revolution der Lyrik*, die unmittelbare Verwachsenheit von Inhalt und Form betont, hat man bei ihm doch oft das Gefühl, daß er die Worte zwangsweise dem Gedanken anzupassen sucht und mehr auf Originalität als auf harmonische innere Form hält. Dies ist ein journalistischer Zug. Trotzdem sind Holz eine Anzahl gefühlsbetonter Gedichte reinsten Lyrik gelungen, die in ihrer Zeitlosigkeit die doktrinären Partien des *Buches der Zeit* überdauert haben. Diese erstgenannten sind bezeichnenderweise fremdwortarm.

Satire und Persiflage sind literarische Gattungen, in denen das Fremdwort größere Berechtigung hat als in der reinen Lyrik. Die Durchschnittszahl von 6, 4 Fremdwörtern pro Seite in der Abteilung ‚Literarische Lebenswürdigkeiten‘ überrascht deshalb nicht sonderlich. In der Abteilung ‚Großstadt‘, wo man vielleicht die größte Zahl erwartet, kommen 5, 4 Fremdwörter pro Seite vor. Das hat seinen Grund darin, daß Holz in mehreren Gedichten dieser Abteilung das Idyllische stark betont und sich nicht von der Seite zeigen möchte, die man als „smart“ bezeichnen kann, und die er in der „Widmungsepistel an meine Freunde“ am Ein-

gang des Buches hervorkehrt. In diesen Idyllen, die trotz Reim und Metrum fast in der später im Drama hoch entwickelten „natürlichen Sprache“ geschrieben sind,⁶ fügen sich die Fremdwörter glatt in den Redelauf ein, was 1885 zwar unerhört war, uns heute aber kaum noch auffällt. Dichter wie Dehmel, Henckell und Conradi schrieben etwa um dieselbe Zeit über soziale Themen, ohne viele Fremdwörter zu benutzen: in zehn Gedichten dieser Zeitgenossen Holz', nach den Themen soziale Frage und Großstadt ausgewählt, fanden sich in 426 Zeilen, oder etwa 17 Seiten im Drucksatz des *Buches der Zeit*, nur 21 Fremdwörter oder 0,8 pro Seite.⁷

Im *Buch der Zeit* benutzt Holz noch die hergebrachten Mittel der Lyrik: Reim, Metrum, Strophe oder freie Rhythmen. Doch den Wortschatz gestaltet er gründlich um. Fremdwortreichtum ist eins der Hauptkennzeichen der neuen Individualsprache des Dichters. In einigen Fällen mag Holz zu tadeln sein, im Ganzen jedoch hilft er in der Umgestaltung des dichterischen Vokabulars mit an der Befreiung von Fesseln der Konvention und trägt daher zur Bereicherung der deutschen Dichtung bei.

Indem wir uns nun der Art und Weise der Verwendung der Fremdwörter zuwenden, ist es geboten, ein Prinzip der Verteilung der Fremdwörter auf mehrere Gruppen zu finden. Hier bietet Theodor Steche einen Anhalt,⁸ doch erwies sich seine Einteilung in sieben Gruppen als für unsere Zwecke zu umfangreich, und wir begnügten uns mit vier Hauptgruppen: Fremdnamen; Gastwörter und Einzelfremdwörter aus allen Sprachen außer dem Griechischen, Lateinischen und Französischen; die eigentliche Fremdwörterteilsprache aus dem Griechischen, Lateinischen und Französischen; Fremdsprachen und Brocken fremdsprachiger Konstruktionen.

Eine Erscheinung, die uns im nächsten Werke Holz', dem *Daphnis*, noch viel stärker entgegentritt, sich aber schon im *Buch der Zeit* deutlich bemerkbar macht, ist die häufige Verwendung von Fremdnamen: 290 mit 167 Wiederholungen, also 457 Verwendungen auf 368 Seiten. Zwar sind Fremdnamen nicht eigentliche Fremdwörter, denn sie können fast nie durch einheimische Namen ersetzt werden, und dennoch sind sie im Gebilde der Sprache fremde Elemente, die der Dichter für seine Zwecke nutzbar machen kann. Holz überrascht uns mit einer Fülle von Namen biblischer, antiker und mittelalterlicher Atmosphäre, während er nur wenige moderne benutzt. Die Stimmung eines Gedichtes kann nun zwar sehr modern sein, und doch Namen des Altertums und Mittelalters einschließen, wie das in der „Widmungsepistel an meine Freunde“ der Fall ist, die unter 35 Namen nur etwa 12 moderne oder zeitlich neutrale ent-

⁶ Turley, *op. cit.*, S. 49.

⁷ Über die ausgewählten Gedichte, siehe des Verfassers längere Ausführung *Das Fremdwort in der Verssprache Arno Holz'*, Manuskript, Bibliothek der Staatsuniversität von Iowa, Iowa City. Dissertation 1944. Diese Arbeit enthält auch vollständige Fremdwortlisten und gibt über die Begrenzung des Begriffs Fremdwort Auskunft.

⁸ Theodor Steche, *Neue Wege zum reinen Deutsch*, Breslau 1935.

hält. (*Modern* ist hier im weitesten Sinne, also seit der Renaissance, zu verstehen.) Dieses Übermaß an Namen älterer Andeutung ist auf die Rechnung der westlichen Allgemeinbildung zu setzen, die eine Gemeinschaft der Anschauung und Allusion geschaffen hat, in der eine überraschend große Zahl von Eigennamen einen fast gleichen gefühlhaften, wenn auch etwas verblaßten Begriff vermittelt. Dieser bequemen Handhabe, die sich in ähnlicher Weise auf biblische, historische, literarische, geographische und ethnologische Namen erstreckt, kann selbst der bewußt moderne Dichter nicht entraten. Holz selbst, um jeglichem Vorwurf zu begegnen, verteidigt sich mit diesen Worten:

Drum zupft dem Dichter nicht an seinem Kranz
und titulierte ihn nicht gleich einen Narren,
denkt er umqualmt mal von Zigarren

der Götterwelt Altgriechenlands. („Zwielichtstimmung“, S. 228)

Es sind hauptsächlich Fremdnamen, die für die verhältnismäßig niedrige Durchschnittszahl von 2,7 pro Seite in der Abteilung ‚Deutsches‘ verantwortlich sind. Besonders das gedanklich etwas schwach abschließende Gedicht „Ein Heroldsruf!“ enthält eine große Anzahl mittelalterlicher Namen: 41 auf 21 Seiten. In „Wie es kam“, S. 182, mischt Holz in studentenhaft übermütiger Stimmung die Namen von wirklichen Personen mit solchen von fiktiven Charakteren aus der Weltliteratur: Konfuzius und der König in Thule, Childe Harold und König Porus und andere stimmen in das Lied „Alt Heidelberg, du feine“ ein. Der dadurch entstandene Humor ist zwar für Holz, für den das bittere Lächeln der Satire mehr charakteristisch ist, untypisch, ist aber doch recht wirkungsvoll. „Zwielichtstimmung“, wo der Dichter sich in die alte, goldene Heidenzeit zurückversetzt, enthält in 44 Zeilen 10 fremde Eigennamen. In dem salopp philosophischen „Erkenne dich selbst!“ („Gärung“, S. 300), wo der Dichter von dem weitgereisten, weitbelesenen „Schwager des Weltgeistes“ oder „Enkel der Hekate“ besucht wird, der über Holz' „Weltverbesserungsoffizin und Reimfabrik“ gut informiert ist, kommen auf 40 Seiten 90 Fremdnamenverwendungen. „Zwischen Alt und Neu“ („Gärung“, S. 341) stellt eine Rechtfertigung der in Holz keimenden künstlerischen Ideen sich selbst und seinen Freunden gegenüber dar. Natürlich müssen dabei neben vielen andern alten und modernen Ausländern auch die Propheten des Naturalismus mehrmals genannt werden. Wir finden 36 Fremdnamenverwendungen auf 20 Seiten.

Genau wie die erste Gruppe, so enthält auch die zweite einen Teil des älteren dichterischen Fremdwortbestandes, besonders solche Fremdwörter, die bei den Orientdichtern Verwendung fanden; doch nimmt Holz, besonders aus dem Englischen eine Anzahl Wörter auf, die in der deutschen Lyrik vorher kaum gebraucht worden sind, z. B. *All right, Cab, Dandy, Englishman, fashionable, Grog, Humbug, Mistress, Park, Peer, Mob, Rum, Spleen, „Times“*. „*Times*“ konstruiert Holz nach deutscher Art als Plural, während andererseits *Katilina* als ein Karbonari bezeichnet wird. Diese kleinen Fehler deuten an, daß Holz zu der Zeit jedenfalls

kein engeres Verhältnis zum Englischen und Italienischen besaß. Das um 1880 beliebte dichterische Modewort *Sansara* (Julius Hardt hatte 1879 einen Gedichtband so benannt und Conradi benutzt das Wort) findet sich im *Buch der Zeit* nur einmal, auf Seite 299. Dem Jargon der Umgangssprache entstammen einige Wörter jiddischen oder hebräischen Ursprungs: *Dalles*, S. 124, 142; *Pleite*, S. 360; *Tobuwaboku*, S. 140. Das Erwähnen der *Zigarre* oder der *Havanna* ist fast so charakteristisch für die Dichter des Naturalismus, wie das des Post- oder Waldhorns für die der Romantik. Holz benutzt diese Ausdrücke viermal im *Buch der Zeit*, S. 289, 355; 106, 228. Es entfallen auf Gruppe zwei 93 Fremdwörter mit 40 Wiederholungen, also 133 Verwendungen.

Wie zu erwarten, trägt Gruppe drei, die Gruppe der Allgemein-fremdwörter, am meisten zum Fremdwortreichtum im *Buch der Zeit* bei. Unter den benutzten Sondersprachen, deren Wörter meist in diese Gruppe fallen, steht bei Holz die des Kaufmanns an der Spitze. Der Grund der Bevorzugung liegt wohl darin, daß er mit der Nüchternheit dieses Jargons den Leser in der Lyrik befremden, ja chokieren will. Ähnliche, aber noch gröbere Absicht liegt im Gebrauch der vulgären Wendungen *Arsch-wisch*, S. 123 und *den Hintern striegeln*, S. 145. Wo aber das Gedicht genrehaft angelegt ist, wie z. B. in „Firma Zirpel“, oder wo der Ausdruck ein Teil der „natürlichen Sprache“ ist, z. B. *verauktionieren*, S. 187, und *kolportieren*, S. 188, besteht diese Absicht natürlich nicht. Wie anstößig mußten auf die Zeitgenossen folgende Phrasen und Ausdrücke wirken: „.... warn ich meine Konkurrenten / vor der unsoliden Firma / der Homer und Kompanie“, oder „Dein Kredit beginnt zu wanken / deine Kurse stehen schlecht“, beide S. 342; oder zwei Seiten weiter: „Das Gros der Werke / unsrer deutschen Dioskuren . . .“. Andere Ausdrücke dieser Art sind: *Adressen sub Bureau*, S. 43; unser *Telephon* den neusten / *Börsenkrach* uns *avisiert*, S. XVI; *Christentum en gros*, S. 36; *en masse*, S. 135; *Kupon*, S. 289; *gratis*, S. 4, 289; *Reimfabrik etabliert*, S. 327; etc.

Häufig benutzt Holz das Fremdwort zur Charakterisierung. In „Ein Bild“ (Großstadt, S. 51), wo die Einwirkung der Migräne einer reichen Frau auf ihre Umwelt geschildert wird, finden sich bei einem Gesamtbestand von 201 Wörtern 15 Fremdwörter. In „Ein anderes“, wo der Elendstod einer armen Frau dargestellt wird, kommen unter 232 nur 2 Fremdwörter vor, oder 0,9% gegen 7,5%. Die Fremdwörter des ersten Gedichts sind: *Portal*, *Piedestal*, *Karosse*, *Portier*, *Hautvolee*, *zerborusgleich*, *Lahore*, *Korridore*, *Exzellenz*, *Parlaments*, *Tribüne*, *Etat*, *Vestibül*, *Fontäne*, *Migräne*; nicht gezählt sind die Lehnwörter *Granit*, *Flor*, *Taft* und *Ampel*. Alle diese Wörter deuten den Reichtum an, besonders aber bei Holz diese beiden: *Karosse* und *Ampel*. Die zwei Fremdwörter des zweiten Gedichts sind: *Mietskaserne* und *Revier*. Nicht gezählt sind *Doktor* und *Armenhilfsarzt*.

Drei weitere Beispiele seien angeführt. In „Zum Eingang“ (Vivos Voco' S. 3) dienen die Fremdwörter *Lenzrhapsoden*, *Initialen*, *Velimpa-*

pier, gratis, Idol, Leutnant, modern, staffierter, phantasierter dazu die Lebensferne und Preziosität der Modedichterlinge darzutun und zu ironisieren, zu welchem Zweck *Idol* auf *Sauerkohl* gereimt und *Leutnant* mit *Ladenschwengel* kontrastiert wird. In derselben Absicht werden *Velin* und *Marokin* in „Donner und Doria!“ („Literarische Liebenswürdigkeiten“, S. 126) benutzt. Die junge Schöne in „Lotti“ („Großstadt“, S. 110) wird mit Hilfe von Fremdwörtern — *Mille de Fleurs, Bonbonnieren, Buketts, Billets, Etui, Scharpie, par distance, Usance, pläsierlich, Nerven, spazieren, Park, Idol, Prüderie* — als oberflächlich und konventionell charakterisiert. Zum Schluß des Gedichts macht der Dichter dann aber die auf urdeutsch gefaßte Erklärung: „Küsse will ich, nichts als Küsse / alles andre gilt mir gleich“ Der „neugebackene Referendar“ in „Erkenne dich selbst!“ („Gärung“, S. 300 ff.) charakterisiert sich selbst in indirekter Rede mit einer Anzahl von Fremdwörtern aus der Studentensprache: *utriusque, fidele, saufidel, famoser, patentes, momentane, zirka, apropos, Kollege*; dazu kommt noch das Lehnwort *Verse*. Andre Ausdrücke aus der Schüler- und Studentensprache sind: *Manichäer* 102, *Mediziner* IV, *Moneten* 27, *Philister* XV, 149, 290 2x, 345 2x, 355, *Podex* 123, *Pennal* und *Pennäler* 277, 103, 151, 279, 344, *Sekunda* und *Sekundaner* 325, 128, *Studio* und *Studiosen* 56, 102.

Die große Anzahl der Fremdwörter dieser Gruppe — 772 Wörter mit 563 Wiederholungen, also 1335 Anwendungen — lassen sich jedoch nicht durch die Erfordernisse der Charakterisierung rechtfertigen. Sie entstammen der Prosa des täglichen Lebens, der Zeitung und der Diskussion. Sie bergen für den Lyriker mancherlei Gefahr. Holz ist dieser Gefahr mit sicherem Gefühl für das seinen Zwecken dienliche gewöhnlich nicht nur entgangen, sondern hat der Dichtung seiner und kommender Jahre durch das zwanglose Einfügen dieser Wörter bedeutende Dienste geleistet. Hier und da jedoch, z. B. in „Ecce Homo!“ S. 58 — 74, macht sich doch ein Zwiespalt zwischen Ausdrucksmittel und Gegenstand geltend. Diese Inkongruenz dem Gebrauch der Fremdwörter zuzuschreiben, hieße die Sache falsch auffassen. Es handelt sich in diesen Fällen um weniger gelungene Gedichte, in denen sich der noch nicht gereifte Dichter in Ermangelung der letzten Vollkommenheit ausdrückt. Es wäre unbillig in jedem Gedicht eines Dichters Vollkommenheit in Stimmung, Stil und Sprache zu erwarten; es wäre töricht den Fremdwortgebrauch für die weniger gelungenen Gedichte verantwortlich zu machen. Gewiß fallen in den schwächeren Gedichten Fremdwörter unangenehm auf, sie sind jedoch nur ein Teil der zum Gelingen eines Wortkunstwerkes beitragenden Mittel. In allen gelungenen Partien des *Buches der Zeit* fallen die Fremdwörter, selbst die der dritten Gruppe, nicht aus der Rolle, sondern ordnen sich harmonisch unter im Spiel der Kräfte der Ausdrucksmittel.

Den Hauptanteil in Gruppe vier (Fremdphrasen und Brocken fremdsprachiger Konstruktion) stellen die lateinischen Phrasen, welche einer-

seits Zitate aus Schriftstellern sind, die Holz auf dem Gymnasium gelesen hatte, anderseits Redensarten, die, ohne daß man in den meisten Fällen ihren klaren Ursprung kennt, in Schule und Universität in Zeitungen und Zeitschriften und auch in der Literatur ihr Wesen treiben. Es gesellen sich einige griechische, französische und italienische Ausdrücke und Phrasen hinzu. Zwölf lateinische, fünf französische und zwei griechische dienen einzelnen Gedichten als Überschriften (die Gruppen- oder Sammelüberschriften *Vivos voco!* und *Phantasmus* sind hier nicht mitgezählt). In der zweiten Auflage (die erste war mir nicht zugänglich) fand sich noch Γνωθι σαυτόν, was später zu „Erkenne dich selbst!“ wurde; daselbst war auch „Essetai hemar“ in griechischen Lettern gedruckt. In der benutzten letzten Auflage sind sämtliche lateinische und französische Phrasen in Fraktur, nur Καὶ ὅλην τὴν γῆν! ist in griechischen Lettern gesetzt.

Der hohe Prozentsatz — 8,5% — von fremdsprachigen Überschriften fällt auf und könnte als Beleg dafür angesehen werden, daß Holz sich auf seine Bildung etwas zu gute tut. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß Holz Bildungs- und nicht Volksdichter sein will, was auch seine Neigung zur Polemik, zur Lehrhaftigkeit und zum Barock, sowie die wissenschaftliche Durchsetzung von Teilen der *Blechschniede* und des großen *Phantasmus* bezeugen. Wir finden im Ganzen 89 Fremdwörter dieser vierten Gruppe mit 30 Wiederholungen, also 119 Anwendungen, in dem *Buch der Zeit*.

Für den nachlässigen oder minder gewandten Dichter bildet das Fremdwort im Reim eine besondere Gefahr wegen seiner in den meisten Fällen betonten Endsilbe. Ein um des Reimes willen gebrauchtes Fremdwort ruft nicht selten ein zweites Fremdwort hebei, das nicht immer der Absicht des Dichters am besten dient. Da das Reimwort an der wichtigsten Stelle der Zeile steht, kommt es ganz besonders auf die richtige Wahl dieses Wortes an, denn auch in Fremdwortpaaren gibt es genau so abgegriffene Wörter, wie das von Holz S. 4 getadelte Reimpaar *Liebe — Triebe* der „Groschendichter und Epigonen.“ Derartige fade Verbindungen sind bei Holz denn auch, dank seines großen handwerklichen Könnens, selten: Im *Buch der Zeit* kommt der Reim *Poesie — Melodie* nur viermal vor (S. 3, 9, 158, 278); *Poet — Prophet* ist zweimal gebraucht (S. 59, 366), ebenso zweimal *Messias — -trias* (S. 14, 42) und *-genie — -poesie* (S. 148, 150). Je einmal finden sich *Komödie — Tragödie* (S. 293), *Melodie — Phantasie* (S. 76), *Mode — Methode* (S. 6).⁹ Hauptwörtern auf -ier (*Manier — Klavier*, etc.) begegnen wir in vier Fremdwortpaaren; Zeitwörtern auf -ieren und deren Beugungsformen, zwölfmal (vier in der „Widmungsepistel“), wobei *riskiers — Peers* (S. 23) eine interessante Abwandlung zeigt. Reine Fremdwortreime auf -on (-en) kommen siebenmal vor; an Paaren wie *notorisch — obligatorisch* finden sich neun. Doch hat Holz reichlich Abwechslung geschaffen, indem er dieselben Verbindungen (außer den schon genannten) fast nie mehr als zweimal erscheinen läßt

⁹ Bei der Betrachtung des Fremdwortes im Reim sind einige Lehnwörter mit einbezogen worden.

und außerdem gemischte Reime mit Erbwörtern bildet; z. B. *Sapperment – Talent* (S. 27), *Talent – Kompliment* (S. 133), *Talent – Lieblingsinstrument* (S. 150).

Gedichte mit einer größeren Anzahl von rein fremdwortlichen Reimen sind: „Berliner Frühling“ (‚Deutsches‘) mit 21 von 100 Reimen und vielen gemischten; „Donner und Doria!“ (‚Literarische Liebenswürdigkeiten‘) mit 5 von 8 Paaren; „Ein Bild“ (‚Großstadt‘) mit 5 Paaren von 6; „Weh!“ (‚Literarische Liebenswürdigkeiten‘) mit 3 von 5 Paaren. Es kommen sogar ganz fremdwortliche Reimverschränkungen und Vierzeiler vor:

Quintessenz, Lenzrhapsoden, Oden, Konkurrenz (S. 3)
 Illusionen, Klavier Kanonen, Papier (S. 33)
 Sekundaner, Strategie, Mohikaner, Stimmungspoesie (S. 128)
 Selbstpanegyrik, Journal, Lyrik, Tränenkübelmoral (S. 140)
 Plato, Silen, dato, Athen (S. 182)
 Manier, Klavier, Konzept, Adept (S. 126)
 Velin, Maroquin, Poesie, Blasphemie (S. 127)
 Pergamente, Elemente, Hirntortur, Lenznatur (S. 265)
 Antihofpoet, Prophet, piano, Guano (S. 366)

ähnlich auch:

autodidaktisch, faktisch – Poesie, mi (S. 137)

Interessant sind ferner folgende Reimanordnungen gemischter Art:

brevis est, Lehre, Miserere, verwest (S. 295)

Stroh, jubilo, Baß, vanitas (S. 299)

notorisch, Uriasbrief, obligatorisch, fakultativ (S. 147)

Ein Fall, wo der Fremdwortreim den Gedanken beeinflußt und pointiert hat, dürfte *Pintus – intus* (S. 296) sein:

Verloren aber bist du auf der Welt,

Wenn sich die Dummheit dir entgegenstellt.

Sie setzt Spinoza hinter Löbel *Pintus*¹⁰

und hat die Weisheit aller Zeiten *intus*.

Seine Freude am Reim drückt Holz in dem Gedicht „Selbstporträt“ (S. 134) aus, wo er meint:

Auf Reime bin ich wie versessen,

drum lob ich plötzlich die Tscherkessen.

Es überrascht daher nicht sonderlich, wenn wir eine große Anzahl von ungewöhnlichen Reimen auch unter den fremdwortlichen finden; einige erbwortliche Verbindungen mit Fremdwörtern sind mit angegeben:

Kinderkinn, Stephenson S. V

Don Quichotte, Sanscoulotte S. XII

Bajonetten, Papiermanschetten S. XIII

Kredit, Pour le mérite S. 44

Newton, verbluten S. 82

Phantasie, Kolibri S. 94

Parnass, mediocritas S. 139

Fräcke, Chapeau cläcke

S. 142

il faut, Paletot S. 142

ad acta, Facta S. 153

Athene, notabene S. 182

mori, Mahori S. 182

¹⁰ Dieser Löbel *Pintus* ist nirgends aufzuspüren und ist wahrscheinlich des Reimes wegen erfunden.

prosaisch, Hawaisch S. 98

Paris, Dumas fils S. 101

wenn, Englishman S. 103

Blindekuh, Rendezvous S. 103

Eskimo, Pharao S. 104

Floh, Cicero S. 124

Hippokrene, notabene S. 125

Anakreon, Mastodon S. 128

Saint Pierres, Homers
S. 222

la France, pense S. 222

Knopflochpatrioten,

Schweinepoten S. 224

Phantasie, Otricoli S. 226

Chaise, Käse S. 298

Lazarett, Nazareth S. XII

fazikelsatt, Titelblatt

S. 129

An unreinen Fremdwortreimen finden sich außer dem obigen *wenn* – *Englishman* nur: *Medien* – *predigen* (S. 82), *Mode* – *Kommode* (S. 93), was zwar nicht unrein sondern nur wiederholend ist, und *Pentateuch* – *Zeug* (S. 184), was auf die norddeutsche Aussprache des Endkonsonanten in *Zeug* zurückgeht. *Prüderei* (S. IX und 112) ist der Reimes auf *Polizei* und *Papagei* wegen umgeformt und kommt zweimal vor gegenüber der üblichen Form *Prüderie*, die nur einmal (S. 103) vorkommt.

Wie am Reim, so hat Holz auch am Spiel mit dem Wort seine Freude. Einige seiner Wortbildungen oder Wortvergewaltigungen erstrecken sich auch auf Fremdwörter, so gebraucht er z. B. das Partizip des Perfekts mit der Vorsilbe *ge-*, was eine geradezu komische Wirkung zur Folge hat: *gekauder- und salongewelscht* (S. 139), *geasathort* (S. 148), ähnlich auch *beschapeauklackt* (S. 343). Der deutsche Pluralumlaut in *Chapeau cläque* (S. 142) ist humorvoll gebraucht, dagegen deutet die deutsche Schreibung *Mußjöh* (S. 195) eine altväterliche Vereinfachung des Fremdwortes an, das wohl als heimisch empfunden werden soll. Wortbildungen wie *Antimuseistenklub* (S. 343), *Höheren-Töchter-Klerisei* (S. 124), *Harold-Byron* (S. 343), *Vogelperspektur* (S. 102), *Rebeller* (S. 60), *Versfaiseur* (S. 342) und *revoltiert* (S. 124) zeugen von einer salopp übermütigen Haltung. Seltsam erscheint die sonst nirgend belegte Form *Muselmensch* (S. 78 und 79) statt *Muselman(n)*.

Ein Vergleich der zweiten Auflage des *Buches der Zeit*, die im Jahre 1892 herauskam, mit der benutzten fünften vom Jahre 1924 zeigt außer einer Zunahme von etwa fünfzehn Gedichten, Änderungen in der Schreibweise vieler Fremdwörter in Übereinstimmung mit den Regeln der amtlich revidierten deutschen Rechtschreibung vom Jahre 1901. Einige Änderungen, die Holz in dieser fünften Auflage vorgenommen hat, sind aber doch recht persönlicher Art, so z. B. die Fortlassung der Akzente in französischen Wörtern und Phrasen.



DAS ENDE DER FRAKTUR?

ERICH AUGUST ALBRECHT
Newcomb College

Im Jahre 1912 erschien in den „Monatsheften“ ein Abdruck aus der „Pädagogischen Warte“ mit dem voreiligen Titel „Der Sieg der Fraktur“. Im diesjährigen Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel erscheinen Ankündigungen, die das Ende der Fraktur als eine gegebene Tatsache behandeln:

Unsere Zeitungen, Zeitschriften und Bücher haben insofern eine Wandlung erfahren, als sie jetzt anstatt in Fraktur in Antiqua erscheinen. Mit dem Bekenntnis zu einem Schriftsystem gleicht sich Deutschland dem in der ganzen Welt üblichen Brauche an. Mit dieser Neuordnung, die man bereits auf der letzten Leipziger Messe feststellen konnte, wird eine alte Schriftstreitfrage beigelegt. Dabei ist aber nicht zu befürchten, daß die Frakturschrift nun völlig verschwindet. Sie wird weiterhin zur Auszeichnung oder Hervorhebung und damit zur reizvollen Belebung des Schriftbildes dienen.¹

Die Fraktur aber – und mit ihr unsere unglückliche zweischriftigkeit von früher – sind wir ohne viel umstände vor einigen jahren los geworden.² Der nächste schritt, der getan werden muß, ist wenigstens die einföhrung der kleinschreibung innerhalb des satzes.³

Diese beiden Äusserungen erklären das Problem „Fraktur oder Antiqua“ als gelöst. Von dem Siege der Antiqua zu sprechen, wäre nun aber doch auch etwas voreilig; denn während die Stimmen aus dem Leipziger Börsenblatt mit Bestimmtheit von dem Ende der Fraktur sprechen, behandelt man dieselbe Frage im Frankfurter Börsenblatt als eine noch durchaus offene.⁴

Es soll aber hier keine Besprechung der respektiven Vorzüge oder Nachteile der beiden Druck- und Schriftarten stattfinden. In einer ganzen Anzahl von Abhandlungen sind diese Probleme im „German Quarterly“ und in den „Monatsheften“ erschöpfend behandelt worden.⁵ Es soll hier

¹ Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, 114. Jahrgang, Nr. 3, Leipzig, 10. Februar 1947, S. 44.

² Bezieht sich auf die vor einigen Jahren von dem dritten Reich erlassenen Anordnung, daß in der Zukunft nur Antiquaschriften zu gebrauchen seien.

³ Kasel: Zur reform unserer rechtschreibung. Börsenblatt, p. 30.

⁴ Vgl. Dr. Eva Menckes Besprechung des Heftes „Sprache und Schrift“ Nr. 4 der Reihe Pandora. Schriften für lebendige Überlieferung. Ulm: Aegis Verlag, 1946 im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausgabe, 3. Jahrgang, Neue Folge, Nr. 7. 30. April 1947, S. 131-132.

⁵ E. Klm. „Müssen die dingwörter mit großen anfangsbuchstaben geschrieben werden?“ MDU (MDSP) XVI (1915), S. 307 f.

P. R. Pope „Deutsche oder lateinische Schrift?“ GQ, IV (1931), S. 111 f.

E. K. Heller „Zur Frage der deutschen Schrift“, MDU, XXI (1929) S. 175 f.

dto. „Die Zukunft der deutschen Schrift“, GQ, V (1932) S. 188 f.

L. M. Hollanders Besprechung von Theodor Steches „Die deutsche Rechtschreibung.“ Breslau, 1932, in MDU, XXIV (1932) S. 165.

dto. „Deutsche oder lateinische Schrift?“ MDU, XXIV (1932) S. 184 f.

nur kurz darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Frage der Rechtschreibreform sich einer Teillösung zu nähern scheint. Sollte eine wirklich endgültige Entscheidung getroffen sein oder werden, so wären amerikanische Verleger deutscher Bücher und amerikanische Deutschlehrer gezwungen, zur neuen Lage Stellung zu nehmen.

Einen kurzen Überblick über die Sachlage zu geben, ist der Zweck der folgenden Erörterungen, die neben dem Problem „Fraktur oder Antiqua“ auch das der Kleinschreibung und der Orthographiereform betreffen. Wie zuvor gibt es in Bezug auf die genannten Probleme immer noch drei Hauptgruppen.⁶ Zur ersten Gruppe gehören jetzt z. B. Professor F. H. Ehmcke, der im Pandoraheft mit dem Kampfschrei „Die deutsche Schrift in Gefahr“ für die Beibehaltung der deutschen Schrift eintritt und Dr. Thierfelder, der in einem „Schönheit des Schriftbildes“ genannten Artikel im selben Heft die Abschaffung der deutschen Schrift ablehnt.

Zur zweiten Gruppe gehören Verfechter der gemäßigten Kleinschrift, d. h. solche, die die Dingwörter klein schreiben wollen, wenn sie nicht am Anfang eines Satzes stehen oder Eigennamen sind. Zu diesen gehört „Nksch.“, der in seiner kurzen Abhandlung „Rechtschreibreform und buchhandel“ folgendermassen beginnt:

„Schnurren und heitere geschichten“, wer hat sie uns jemals hübscher und volkstümlicher erzählt als Johann Peter Hebel, der aus Basel stammende meistererzähler aus dem anfang des vergangenen jahrhunderts. Vor mir liegt eine auswahl seiner besten geschichten, die der schweizer „Bund für vereinfachte rechtschreibung“ im Mai 1943 herausgab. Das gibt mir veranlassung, mich erneut für eine reform der deutschen rechtschreibung einzusetzen, deren erster und einfachster schritt, die einföhrung der kleinschreibung (mit ausnahme der satzanfänge und eigennamen), in der vorliegenden ausgabe bereits durchgeföhrt ist.⁷

Zur selben Gruppe gehört auch Paul Renner mit seiner Diskussion über „Schrift und Rechtschreibung“,⁸ in der er darauf hinweist, daß die gotische Schrift nicht weiter entwicklungsfähig sei, während die lateinische sich jedem Stilempfinden anpasse und daher vorzuziehen sei. Auch er wünscht die gemäßigte Kleinschreibung der Substantiva. Als ein Dritter in diesem Bunde erklärt sich der schon oben zitierte Kasel mit folgenden Worten:

Den verwerflichen mißbrauch großer buchstaben für das substantivum, der unsrer pedantischen unart gipfel heißen kann, habe ich und die mir darin beipflichten, abgeschüttelt, zu wel-

⁶ Die Einteilung in drei Gruppen stützt sich z. T. auf das folgende Abstimmungsresultat von 24 421 Buchdruckern im 5. Heft der Typografischen Mitteilungen des Bildungsverbandes der dt. Buchdrucker (Mai 1931):

21,4% für radikale Kleinschrift.

53,7% für gemäßigte Kleinschrift.

24,9% für Beibehaltung der Großschrift.

⁷ (Leipziger) Börsenblatt, 113. Jahrg. Nr. 7, S. 121.

⁸ (Frankfurter) Börsenblatt, 3. Jahrg. Nr. 7, S. 131 in Dr. Menckes Besprechung.

chem entschluß nur die zuversicht gehört, daß ein geringer anfang fortschritten bahn brechen müsse.⁹

An die Spitze der dritten oder radikalen Gruppe sollte man den in zwei der erwähnten Aufsätze angerufenen Jacob Grimm stellen, der schon vor nahezu hundert Jahren darüber klagte, daß kein Volk unter allen, die ihm bekannt waren, seine Sprache so barbarisch schriebe wie das deutsche¹⁰ „kampf um den buchstaben“ heißt der von einem konsequenten Vertreter der radikalen Gruppe geschriebene Leitartikel des mehrmals erwähnten Pandoraheftes „Sprache und Schrift“. In ihm wird nicht nur die gänzliche Ausmerzung der Großbuchstaben, sondern auch die Vereinfachung der Orthographie verlangt. Fräulein Dr. Eva Mencke, die diesen Leitartikel in der Frankfurter Ausgabe des Börsenblattes analysiert, erwähnt, „daß die Ausschaltung der Versalien in Eigennamen und an Satzanfängen die Lesbarkeit des Aufsatzes beträchtlich erschwert und das Auge durch die Einförmigkeit des Schriftbildes ermüdet.“ Als ein Beispiel der radikalen Kleinschreiberei möge hier der Titel einer Fachzeitschrift erscheinen, der einer Liste neuerscheinender deutscher Zeitschriften entnommen ist: pädagogik. beiträge zur erziehungswissenschaft. jg. 1, 1946, h. l. aug. 64 s.

Eine Durchsicht der bisher in amerikanischen Fachzeitschriften erschienenen Abhandlungen über die Schriftreform zeigt, daß auch hier wenigstens zwei Hauptgruppen vorhanden sind. Vertreter der radikalen Gruppe scheint es nicht zu geben. Zu welcher Gruppe man nun auch gehören mag, sollte man sich doch darum bemühen, der amerikanischen Militärbehörde in Deutschland sachliches und statistisches Material zur Verfügung zu stellen, um es ihr zu ermöglichen, die in Kürze zu erwartenden Vorschläge von deutscher Seite richtig zu bewerten. Da die Vertreter der deutschen Reformbewegung eine überstaatlich verbindende Regelung für alle deutschsprechenden Länder wünschen, dürften aus Amerika kommende Vorschläge in Deutschland willkommen sein.

Die folgende aus dem Februarheft des Leipziger Börsenblattes stammende offizielle Notiz möge die Dringlichkeit der Angelegenheit noch stärker betonen und zur Entsendung eines amerikanischen Vertreters zu der unten erwähnten Interzonen-Konferenz führen.

Die Deutsche Verwaltung für Volksbildung hat . . . schon 1945 die Initiative ergriffen und einen Unterausschuß mit den Vorarbeiten (zur Schriftreform) beauftragt, der die seit 1930 vorliegenden Vorschläge sämtlicher deutscher Regierungsbezirke zu einem Vorschlag verarbeitet hat und nun einem Hauptausschuß zur weiteren Bearbeitung vorgelegt werden soll. Die Frage der Rechtschreibreform befand sich unter den Punkten, die auf der Konferenz der Unterrichtsminister in Wiesbaden besprochen wurden. Man einigte sich dahin, daß jede Regierung sich an ihre zuständige Besatzungsmacht wendet mit dem Antrag, grund-

⁹ Wie unter 7.

¹⁰ Börsenblatt (Leipziger) 113. Jahrg. Nr. 7, S. 120.

sätzlich einer Interzonen – Konferenz zuzustimmen und auch damit einverstanden zu sein, daß zu dieser Konferenz Vertreter der Schweiz und Österreichs geladen werden. Der vom Vorausschuß der Deutschen Verwaltung für Volksbildung erarbeitete Vorschlag wird in einzelnen Kommissionen der deutschen Länder durchgearbeitet. Die Federführung für sämtliche Fragen der Rechtschreibereform befindet sich nach wie vor bei der Deutschen Verwaltung für Volksbildung in Berlin. (PVV)

BOOK REVIEWS

Der arme Heinrich,

Hartmann von Ouwe. Edited by J. Knight Bostock, Basil Blackwell, Oxford. Second edition 1947, pp. 97, 8/6d.

Bostock's edition of *Der arme Heinrich* first appeared in 1941 as Volume I, of Section A, of the German Mediaeval Series, published by Basil Blackwell under the general editorship of H. G. Fiedler. That publication was reviewed in the *Monatshefte für deutschen Unterricht* of November 1941 [Vol. XXXIII, No. 7, p. 333]. It now appears in the series, "Blackwell's German Texts", in a second edition.

The introduction of the present edition is a substantial revision of the first edition, notably as to the remarks on metrical matters. Mr. Bostock now takes cognizance of Heusler's work much more carefully than before. Ten items have been added to the bibliography.

In the notes, which are printed on each page below the text, the author has added thirty-four items, and omitted one. He has not materially improved or corrected the content of the notes which are not new. The preface states that the vocabulary has been revised. The entire book has been re-set and the format reduced in size to about that of the well-known *Deutsche Klassiker des Mittelalters* of Brockhaus.

We have, then, a text-book edition of Hartmann's poem, available and usable for early reading in Middle High German. The strictures voiced in my first review are still valid and there is no need to repeat them.

R-M. S. Heffner

University of Wisconsin.

Meier Helmbrecht,

Wernher der Gartenaere. Edited by Charles E. Gouch, Basil Blackwell, Oxford, second edition 1947, pp. 112, 8 6d.

The interest of Professor Gouch in *Meier Helmbrecht* is one of long standing and his critical writings on the subject in the *Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society* are well known to students of this poem. His first edition of this text in Blackwell's German Mediaeval Series, Section A, Volume II, was a solid and useful piece of scholarly work; useful particularly since in 1942 and subsequently the edition of Panzer in the *Altdeutsche Textbibliothek* (Nr. 11) has not been available. Gouch's readings of the text diverge from those of Panzer in twenty-two of twenty-three critical questions where real problems lie.

In the second edition now available, Gouch has added four paragraphs to his introduction, and has revised the text in seventy-two lines which I have observed. Of these changes from the first edition sixty-nine are changes made to provide a metrically more "normal" line. He has also marked stressed syllables when he thought there might be a problem of accentuation.

To the notes of the first edition one hundred twelve new notes have been added. All of these are designed to make easier the translation of this text by students, some seventy are direct translations, the rest explanatory items either of context or of grammar. Four of the old notes have disappeared.

Two appendices have been added to the present edition. The first sets forth

the changes which the author has made when his present "reconstruction of the MHG text differs from that of the earlier editions." It includes more than these cases however. The second appendix brings poems by Neidhardt von Reuenthal, together with English translations thereof along with editorial comment.

The book is entirely new in typography and format. It is now about the size of the *Deutsche Klassiker des Mittelalters* of Brockhaus or the *Altdeutsche Textbibliothek* published by Niemeyer. The book is well printed and put together, although it has only paper covers. It is now one of *Blackwell's German Texts*, under the general editorship of James Boyd. This edition is better suited to the needs of literary study than to those of philological or text-critical exercises.

R.-M. S. Heffner

University of Wisconsin.

Tristan und Isold,

Gottfried von Strassburg. In *Auswahl herausgegeben von Friedrich Ranke, A. Francke AG. Verlag, Bern, 1946, pp. 66, Sw. Fr. 3.50.*

As the third volume of the *Altdeutsche Übungstexte* published by the Academic Society of Swiss Germanists Friedrich Ranke has put forth a selection of passages from Gottfried's *Tristan*. The texts offered are intended to be used in philological and in literary exercises. No vocabulary is offered and little or no help to the reader is provided in the apparatus, which is rather copious, but not complete, for about 2500 of the 3900 lines here printed.

The texts follow, with due revisions, the edition of *Tristan und Isold* published by Professor Ranke in 1930. This edition had no notes and no apparatus of any sort. It was a fine example of text-critical scholarship for which the supporting data were to have been published in 1931 in a second volume. I have been unable to find any record of the publication of this material and it may be that we have here, in abbreviated form, a part of the text-critical apparatus intended for the complete edition in 1931. I find it interesting to observe that the editor has changed his mind since 1930 as to the form of the first strophe, reading now: "*Gedaechte man's ze guote niht, von dem der werlde guot geschicht*," where he then read: "*Gedaechte man ir ze guote*

niht, von den der werlde guot geschicht." This change appears to indicate that Ranke now puts greater value upon the Heidelberg Ms [H] than he did in 1930.

Of the 19,548 lines of Gottfried's work we have in the present selection only 3946. We have first the initial 244 lines of the poem with the acrostich and the reference to Thomas von Britanje. Then from the story of Tristan's youth we get the *Schwertleite* (4555-5068). The third selection is the portion which deals with the *Truchsess* who tried to gain undeserved fame as a dragon slayer, the recognition of Tristan as the slayer of Morold, the presentation of King Marke's suit for the hand of Isold, the journey to Kurnewal and the magic potion (10803-12568). The next item is the "*belauschte Stelldichein*" with the cuckold king in the olive tree neatly beguiled by the crafty lovers. The fifth selection comprises the weary invitation to the two lovers by the King: "*nemet ein ander an die hant und rümet nür hof unde lant*," and the subsequent withdrawal of the pair to the *Minnegrotte* (16403-17274). The final selection comprises the passages depicting the ultimate and unambiguous discovery of the two lovers by the king and Tristan's subsequent departure for *Normandie* and ultimately *Almanje* (18115-18600).

The volume concludes with three brief appendices. The first gives a diplomatic transcription of two passages from the Innsbruck Fragment, in all four pages, which will serve very well to show students just what the orthography of an actual manuscript is like. The second appendix gives a single page of the anglo-norman text of Thomas of Britanje, as edited by Bédier. The final appendix brings the two *Sprüche* of Gottfried, the *Spruch vom gläsernen Glück*, and that against avarice.

The editorial work in this volume is of the highest distinction, the typography is excellent, although I dislike thoroughly the "long s" which is characteristic of the kind of type used here and in Ranke's larger edition of *Tristan*. There is no doubt that this book will serve admirably the purposes for which it was produced. It is no substitute for an edition of *Tristan*, and it is probably not adequate for use as assigned private reading designed to give graduate students some first-hand knowledge of Gottfried's handiwork, if only because it

gives too little help to readers whose command of Middle High German is something less than perfect. The book is, after all, just what it purports to be, an *Übungsbuch*.

R.-M. S. Heffner

University of Wisconsin.

Parables,

Franz Kafka. In *German and English*. Schocken Books, New York, 1947. 127 pp. \$1.50. [The Schocken Library, No. 7.]

An emperor's message fails to reach the individual (viz., you the, miserable subject, the insignificant shadow) — "but you sit at your window when evening falls and dream it to yourself". A bureaucrat (typically *ancien régime* and redolent of old Austria) is bored with his job; he is Minister of the Marine but, like a Gilbert and Sullivan admiral, never goes to sea; he happens also to be a god named Poseidon. A group of royal couriers course posthaste across the world, shouting messages deprived of sense to one another; they might have been kings but they chose to be king's couriers, hence there are no real kings.

These are glimpses into an out-of-joint world, the world of Franz Kafka, who perceives its incongruities but is, along with the rest of us, unable to "set it right". This small collection is made up of such glimpses, of greater or shorter duration, the longest being a ten-page excerpt from the novel, *Der Prozess*. The publishers have otherwise had recourse to Kafka's notebooks, diaries, letters and short prose pieces in selecting these "parables", prefacing them with a fragment of Kafka's "On Parables" ("Von den Gleichnissen") which throws a helpful light on the remainder. The events of the parables take place on a plane of reality more real than their apparent reality. Prometheus, for instance, may be interpreted as the conventionally accepted Prometheus of the legend — (and need we remind ourselves that a legend is already one step removed from reality into the direction of myth?); — or he is a Prometheus Bound, whose sole escape from the pain of the tearing beaks was to press himself deeper and deeper into the rock "*bis er mit ihm eins wurde*"; or he is quite a different Prometheus — Bound or Unbound —, one whose treachery is forgotten by the gods who themselves have forgotten or have been for-

gotten [there is either a misprint on the German page or a mistranslation on the English page at this point], and whose avenging eagles were forgotten, who in turn forgot their victims, Prometheus. All of this is expressed in one barren sentence which breathes an indescribable sensation of oblivion. Or, last of all, perhaps "everyone grew weary of the meaningless affair" [Willa and Edwin Muir have here failed to render the far more pregnant phrase "*des grundlos Gewordenen müde*" into its English equivalent] and the result of the divine weariness was that the wound at last healed wearily. But, even in this case, there remained an inexplicable mass of rock. The legend, since it emerged from a truth, necessarily had to terminate in the inexplicable — for much the same reason, we are forced to add, that Kafka's works necessarily remained fragments.

Far from cheerful reading, one nevertheless cannot help enjoying the mordant stimulus of this brief sampler; it has the fascination of a glittering and subtle poison. Perhaps, in minimal doses, it does no injury to the spiritual organism. The reviewer, for one, cannot say. Instead it is better to admit that it is still very early to reach a final or even a reasonably accurate tentative appraisal of Kafka's significance, even though the magnitude of his influence is becoming increasingly apparent. The contemporary poet, W. H. Auden, is quoted on the jacket as authority for the statement that Kafka "comes nearest to bearing the same kind of relation to our age as Dante, Shakespeare and Goethe bore to theirs." The reviewer at first found this difficult to believe. After reading the quick legendary panorama offered by this book, after absorbing a highly concentrated dosage of the underlying and constantly self-repeating tragedy of the four civilizations (Hellenic, Judaic, Oriental, Occidental), all adding up to a kind of negative Humanism, he found the truthfulness of Auden's statement less to be doubted than to be feared. At any rate, it is a statement which brings little positive comfort beyond this somewhat paradoxical one: that whatever blackness and bleakness the world of mankind may produce, there will yet be a genius to formulate the spirit of an age — "*und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt*".

—Herman Salinger

Grimmell College.

New Readings in Medical German,
*Burkhard and Downs. New York, Henry
Holt and Co., 1947.*

This is an entirely new anthology of medical German and is in no way to be considered as a repetition or revision of the well-known *Readings in Medical German* edited by Professor Burkhard alone. The *New Readings* differ from the old also in their greater variety and their freshness of style. The introduction with suggestions for translation and the vocabulary, by liberal use of heavy-face type, make reference much quicker and easier, which will be appreciated by instructor and student alike. The illustrations, familiar to users of the older *Readings*, do much to clarify the text for beginners and will save a considerable amount of vocabulary work for students who have had some anatomy. A few chapters on American medicine offer a very interesting picture of how a member of the German medical profession views his American colleagues and their work. Two sections at the end of the book containing reviews and abstracts will be very welcome to the American student. The range of the material is wide, and the only omission that troubles the reviewer is the lack of

the most difficult material of all — a sample of the highly involved, crabbed and cramped style of the standard treatises, which the research worker must frequently consult. Professor John Workman of the University of Wisconsin Extension Division has noted the following corrections: p. 45, l. 3, Umlaut missing on *Ärgernis*; p. 167, l. 1 *Bauchbaut* and p. 168, l. 27 *Phlegmonen* are printed off defective plates and will confuse some students. p. 135 introduces chapter 16, not 6. p. 137, l. 20: *Hydrops genu*, and p. 165, l. 14: *gesät* are missing in the vocabulary for no apparent reason. p. 113, l. 12: *die Geldsummen* and p. 123, l. 28: *Gifte* should be datives and are no doubt more the fault of the original than of the editors, but should nevertheless be corrected. At this time I can add only the following observations: The vocabulary p. xiii b gives "pupil (of the eye)" instead of "eyeball" as the definition of "Augapfel"; p. xcviib "unvollkommen" is missing in the vocabulary, and in its place is the word "unwillkommen", defined as "incomplete, imperfect". "Unvollkommen" occurs on p. 42, l. 37 in the text.

—F. R. Whitesell

University of Wisconsin.

TABLE OF CONTENTS

Volume XXXIX

December, 1947

Number 8

Philander, der Geängstigte und der Expertus Robertus / Curt von Faber du Faur	485
Der Hegelianer Friedrich Hebbel — gegen Hegel / Ludwig Marcuse	506
Novalis and the Problem of Romanticism / Frederick Hiebel	515
Zu Schillers „Geisterseher“ / P. M. Mitchell	524
Das Fremdwort in Arno Holz' „Buch der Zeit“ / George Schulz-Behrend	528
Das Ende der Fraktur? / Erich August Albrecht	537
Book Reviews	540
Index for Volume XXXIX, 1947	544

INDEX FOR VOLUME XXXIX, 1947

Articles

	No.	Page
Albrecht, Erich August		
Das Ende der Fraktur?	8	537
Bluhm, Heinz		
Goethe Bibliography for 1942 to 1944	2	126
Braun, Frank X.		
Gustav Frenssen in Retrospect	7	449
Bruns, Friedrich		
Ernst Wiechert	6	355
Carlebach, Henry N.		
"Thamar" bei Thomas Mann und im Jüdischen Schrifttum	4	237
Coogan, Daniel F., Jr.		
Heinrich Heine Letter	6	403
Cunz, Dieter		
Samuel Maclea: Totentanz	1	25
Faber du Faur, Curt von		
Philander, der Geängstigte, und der Expertus Robertus	8	485
Feise, Ernst		
Magisterfeier der deutschen Sommerschule, Middlebury College, 1946	4	260
Frank, John G.		
Hans Carossas Träume und die Romantik	4	209
Frey, John R.		
Deutsche Epiker der Gegenwart über die Kunst der Erzählung	6	373
Fuerst, Norbert		
Zur Gestaltenfülle des "Faust"	5	297
Genschmer, Fred		
The Ordeal of Erich Kästner	6	389
Heffner, R-M. S.		
Isochronism and Verse Rhythm (A Method of Investigation)	5	273
Henel, Heinrich		
Conrad Ferdinand Meyer's Poetry	2	81
Hennig, John		
Goethe and an English Critic of Manzoni	1	9
Hiebel, Frederick		
Novalis and the Problem of Romanticism	8	515
Hofacker, Erich		
Zur Naturlyrik Christian Morgensterns	7	421
Horvay, Frank D.		
Book Publishing in Germany in 1946	2	134
Hritzu, John N.		
Reflections on Stage Directions and Stage Scenery in Goethe's "Iphigenie Auf Tauris"	1	17
Jacobson, Anna		
Hermann Hesse (Gedanken anlässlich der Auszeichnung durch den Nobelpreis)	1	1
Joos, Martin		
Just How Dusty was the Urfaust?	5	277
Kahn, Ludwig W.		
Goethes "Iphigenie", Kleists "Amphitryon" und Kierkegaard	4	234
Lehner, Frederick		
Hermann Bahr	1	54
Loewenberg, Ernst L.		
Gustav Frenssen, 1863-1946	4	248
Marcuse, Ludwig		
Der Hegelianer Friedrich Hebbel — gegen Hegel	8	506
Meessen, H. J.		
Stefan Georges Algabal und die französische Decadence	5	304
Meyer, Heinrich		
A Rediscovered Goethe Letter	3	188
Mitchell, P. M.		
Zu Schiller's "Geisterseher"	8	524
Nabholz, Johannes		
The Clergymen in Gerhart Hauptmann's Contemporary Plays	7	463
Naumann, Walter		
Hofmannsthal's Auffassung von seiner Sendung als Dichter	3	184
Neumann, F. C.		
Gefühl ist Alles (Eine Goethe-Studie)	4	220

	No.	Page
Nordmeyer, H. W.		
Kleist's "Amphitryon" zur Deutung der Komödie	2	89
Pinthus, Kurt		
Zu Veit Valentines Tod	3	195
Reichert, Herbert W.		
A Comparison of the Philosophies of Schiller and Keller	3	170
Richter, F. K.		
Ernst Hardt, 1876-1947 (Ein Beitrag zur deutschen Neuromantik)	3	190
Richter, F. K.		
Deutsches Schrifttum seit dem Kriegsende	4	255
Röseler, R. O.		
Kant's Theory of Freedom as an Ethical Postulate	5	322
Schulz-Behrend, George		
Das Fremdwort in Arno Holz' "Buch der Zeit"	8	528
Seidlin, Oskar		
Stiluntersuchung an einem Thomas Mann — Satz	7	439
Seifert, Lester W. J.		
The Diminutives of Pennsylvania German	5	285
Wahr, F. B.		
Gerhart Hauptmann's "Mary" Poems	3	145
Weilgart, Wolfgang		
Creative Tensions (A Tentative Typology of the Creative Mind)	3	178
Whitesell, Frederick R.		
Syns vatters nas Albinus aß — Das es jn nit hatt gzogen baß	5	294
Willibrand, W. A.		
The Timely Dramas of Ernst Toller	3	157
Workman, J. D.		
Lichtenberg's Irrationalism	5	335

Book Reviews

Baker, Robert A.		
Liebe auf den dritten Blick / George E. Condoyannis	7	478
Baravalle, Hermann von		
Physik: Wärmelehre, Magnetismus, Elektrizität / George E. Condoyannis	2	140
Berend, Eduard		
Jean Paul und die Schweiz / Heinrich Meyer	3	200
Bergsträsser, Arnold		
Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung / J. D. Workman	7	477
Bloch, Ernst		
Freiheit und Ordnung / Norbert Fuerst	3	201
Burkhard and Downs		
New Readings in Medical German / F. R. Whitesell	8	543
Burkhard, Werner		
Kleines althochdeutsches Lesebuch / R-M. S. Heffner	7	481
DeVries, Louis		
Guide to Scientific German / F. R. Whitesell	6	418
Ermatinger, Emil		
Jahre des Wirkens / Wolfgang Paulsen	6	413
Richte des Lebens / Wolfgang Paulsen	6	413
Gartenaere, Wernher der		
Meier Helmbrecht / R-M. S. Heffner	8	540
Hemmen, Alcuin A., O.S.B.		
The Concept of Religious Tolerance in the Novels of Enrica von Handel-Mazzetti / Norbert Fuerst	2	140
Jones, Joseph		
Thoughts on Jestig / J. D. Workman	6	417
Kafka, Franz		
Parables / Herman Salinger	8	542
Kany, Charles F. and Melz, Christian F.		
Spoken German / Norbert Fuerst	7	479
Kosch, Wilhelm		
Deutsches Literaturlexikon / F. R. Whitesell	7	478
Matthew, Robert John		
Language and Area Studies in the Armed Services, Their Future Significance / R-M. S. Heffner	6	418
Morgan, B. Q.		
Crofts Classics, Goethes Faust Part One	6	417

	No.	Page
Mustard, Helen Meredith		
The Lyric Cycle in German Literature / Erich Hofacker	7	480
Ouwe, Hartmann von		
Der arme Heinrich / R-M. S. Heffner	8	540
Reinhardt, K. F.		
A Realistic Philosophy / Norbert Fuerst	3	201
Spoerri, Th. and Staiger, E.		
Trivium / Werner Vordtriede	7	482
Strassburg, Gottfried von		
Tristan und Isolde / R-M. S. Heffner	8	541
Stirk, S. D.		
German Universities — through English Eyes / Albert Scholz	6	416
Tauber, Herbert		
Franz Kafka, eine Deutung seiner Werke / Oskar Seidlin	6	415
Viertel, Berthold		
Der Lebenslauf / Gedichte / Herman Salinger	3	199
Voigt, Felix A.		
Gerhart Hauptmann, der Schlesier / Hermann Barnstorff	6	419
Waldau, Roy S. (Editor)		
Essai / Werner Vordtriede	6	418
Waldinger, Ernst		
Die kühlen Bauernstuben / Gedichte / Herman Salinger	3	199
Weniger, Erich		
Goethe und die Generale / Heinrich Meyer	3	202
Wiechert, Ernst		
Der Dichter und die Zeit / William Webb Pusey	3	200

News and Notes

Von Deutschen Universitäten / R. O. R.	1	66
Eine schweizerische Goethe-Ausgabe	4	270
Das "Feuilleton" / Ernst Feise	1	65
Gründungen neuer Hochschulen / R. O. R.	4	268
The Importance of German for the Research Worker / B. Q. Morgan	6	405
Letters and Notes / R. O. R.	6	406
Personalalia for the Year 1946-1947	1	67
Promotions	1	76
Enrollment in German	1	78
Plans for the Goethe Year 1949 / Erich Funke	1	63
"Trivium" — A New Swiss Periodical / S. D. Stirk	3	197
Zur Deutschen Universität von heute / Will-Erich Peukert	4	265

Poems

Der alte Pier in Fish Creek / Kurt Baum	4	264
Der neue Gartenweg / Kurt Baum	4	263
Der Spiegel / Kurt Baum	4	264
Die alte Wanduhr / Kurt Baum	4	263
Die Geretteten / Anneliese Benning	6	402
Die Mutter / Aus der "Totenmesse" von Ernst Wiechert	6	354
Die Nacht / Ernst Hardt	3	194
Manche freilich . . . / Hugo von Hofmannsthal	3	187
Mutter / Albrecht Haushofer	7	476
Späte Prüfung von Hermann Hesse / E. A. Philippson	1	24
Trägst du denn Schuld? / Christian Morgenstern	7	438
Verhör ich Hauch und Klang / Gerhart Hauptmann	3	156
Vielleicht / Kurt Baum	4	265
Zierkugel im Garten / Kurt Baum	4	264

JAN 26 1948

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Monatshefte

*A Journal Devoted to the
Study of German Language and Literature*

PD



Curt von Faber du Faur / Philander, der Geängstigte und der
Expertus Robertus

Ludwig Marcuse / Der Hegelianer Friedrich Hebbel — gegen Hegel

Frederick Hiebel / Novalis and the Problem of Romanticism

P. M. Mitchell / Zu Schillers "Geisterseher"

George Schulz-Behrend / Das Fremdwort in Arno Holz' "Buch der Zeit"

Erich August Albrecht / Das Ende der Fraktur?

Book Reviews

Index for Volume XXXIX, 1947



VOL. XXXIX

DECEMBER, 1947

NO. 8

Published at the UNIVERSITY OF WISCONSIN, Madison, Wisconsin

Monatshefte

Published at the University of Wisconsin under the auspices of the Department of German, Madison, Wis., issued monthly with the exception of the months of June, July, August, and September. The first issue of each volume is the January number.

The annual subscription price is \$3.00, all foreign subscriptions 50 cents extra; single copies 50 cents.

Correspondence, manuscripts submitted for publication, books for review are to be addressed to the editor: R. O. Röseler, Bascom Hall, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin.

Subscriptions, payments, and applications for advertising space should be addressed: *Monatshefte*, Bascom Hall, University of Wisconsin, Madison, Wis.

Manuscripts must be typewritten and double spaced. Foot-notes should be numbered continuously throughout each article; titles of books and journals should be italicized; the title of articles, chapters, and poems enclosed in quotation marks.


Ten re-prints will be furnished gratis to authors of articles, additional reprints with or without covers will be furnished if desired at cost price.

— R. O. Röseler, *Editor*.



FOR TABLE OF CONTENTS PLEASE TURN TO PAGE 543

Entered as second class matter April 5, 1928, at the post office at Madison, Wisconsin, under the Act of March 3, 1879.

LITTEL PRINTING CO.

MADISON, WISCONSIN

